31

Karl A. Linsenmann
3456

Die frohe Botschaft der Kirche

Aufsätze zur religiösen Gegenwartskrise

von D. Manfred Björkquist

PACIFIC LUTHERAN
THEOLOGICAL SEMINARY
THE LIBRARY

Im Furche-Verlag zu Berlin
1924

Die frohe Botschaft der Kirche

Aufsätze zur religiösen Gegenwartskrise

von D. Manfred Björkquist

1924

Im Furche-Verlag zu Berlin

Manfred Björkquist ist der Rektor der Volkshochschule in Sigtuna (Schweden). Die Übersetzung seiner in diesem Büchlein zusammengefaßten Aufsätze besorgte Frideborg Ehlers, Lehrerin an der Volkshochschule in Hermannsburg (Hannover). Über die christliche Volkshochschularbeit in Sigtuna und Hermannsburg unterrichtet ein Aufsatz von D. Füllkrug in der „Inneren Mission", XIX. Jahrg. (1924), Heft 3. Gedruckt wurde dies Büchlein bei Edmund Pillardy in Cassel im Winter des Jahres 1924/25.
Copyright by Manfred Björkquist, Sigtuna (Schweden).

PACIFIC LUTHERAN
THEOLOGICAL SEMINARY
THE LIBRARY

Heft 31 der
Stimmen aus der deutschen christlichen Studentenbewegung

Zum Geleit

Manfred Björkquist ist uns kein Fremder mehr. Mit seinem ersten Gruß aus der jungen schwedischen Kirchenbewegung, dem auch im Furche-Verlag erschienenen Büchlein „Vom sieghaften Glauben", mit dem er eine neue Reihe von Zeugnissen aus der studentischen Bewegung eröffnet hat, hat er sich unsere Herzen gewonnen. Wir gehören zusammen durch das Feuer, das ein Größerer in uns entfacht hat, dem wir dadurch dienen, daß wir uns seiner Flamme aussetzen und uns von ihr verzehren lassen.

Seit der Begründung des Christlichen Studentenweltbundes im Schloß Vadstena in Schweden im Jahre 1895 sind unsere beiden Bewegungen immer neu in lebendige Berührung gekommen und verbunden gewesen. Man hat bei uns in den Jahren vor dem Kriege mit lebhaftem Interesse die durch Studenten getragene Belebung der schwedischen Volkskirche mitverfolgt, in der der Verfasser führend beteiligt war. Die Gemeinschaft hat sich im Weltkriege und in der Notzeit danach in der Liebesarbeit bewährt. Wir freuen uns, daß wir uns in dem durch die Krisis der abendländischen Kultur und ihrer Kirchen verschärften Kampf des Glaubens wiederum Schulter an Schulter finden.

Es mag sein, daß mancher deutsche Leser sich erst in der etwas anderen Begriffswelt zurechtfinden muß. Es mag sein, daß wir in Deutschland trotz allem „Hoffen und Drängen nach einer großen schöpferischen, abendländischen Kultursynthese" durch unsere Geschichte auf andere Linien des Hoffens geführt sind.

Aber uns verbindet das, was über jeder Begriffsbestimmung und menschlicher Zukunftserwartung hinausliegt, der lebendige Christus. Wo Er nahe ist, geht das Gericht über alles Menschliche und Zu-

ständliche und lebt doch die frohe Botschaft der Kirche. „Er wohnt in den Herzen, die eifrig sind, zu gehorchen" und baut mitten in den irdischen Krisen und Katastrophen durch seine Werkzeuge an seinem Reich.

Daß diese Glaubensgemeinschaft als Kampfgemeinschaft sichtbar wird und im gegenseitigen Austausch und Ringen sich verwirklicht, ist der Dienst der Aufsätze, die der Vorsitzende der schwedischen christlichen Studentenbewegung, mit dem uns in Zukunft auch die Weltbundarbeit verbindet, in unseren Nummern veröffentlicht.

Die Deutsche Christliche Studentenvereinigung

Die Kirche und die moderne Kulturkrise

Walpurgisnacht! — — Das letzte Feuer ist schon erloschen. Der Lärm, das Getöse, das Schreien ist verstummt, die heißen Flüsterworte sind erstorben. Es wird leer oben auf den Steigen. Ein junger Arbeiter ist einsam dort oben zurückgeblieben. Er freut sich, daß er alleine ist. Er hatte von den Menschen genug gekriegt. Er hatte während der wenigen Abendstunden genug gesehen, um sich zu ekeln. Alte Wunden waren aufgerissen worden, alte Fragen waren erwacht, düstre Ahnungen hatten ihn aufs neue gepackt. Da vernimmt er eine Stimme. Er bleibt stehen und lauscht. Ein Mensch geht vorbei und redet laut mit sich selbst: „Ich finde, daß die Unlust bei weitem die Lust überwiegt, daß Unglück Wirklichkeit und Glück nur Schein ist. Alles ist eitel und vergänglich. Ich sehe eine Zeit kommen, wo der Lebensdrang überwunden ist und die Welt Selbstmord begeht." Dem jungen Arbeiter wird es fast unheimlich, und doch freut er sich wie einer, der endlich eine Menschenseele gefunden hat, nachdem er lange unter Menschenleibern umhergewandert war. Er nähert sich dem Unbekannten. „Ich muß mit Ihnen sprechen. Ihre Worte sind ja wie das Echo meiner eigenen Gedanken." Der Unbekannte bleibt stehen. Er hatte bis vor kurzem drinnen im Gewimmel eines Restaurants gesessen und die Ankunft des Frühlings bei Wein und Weibern gefeiert. Aber er hielt es nicht aus. Auch über ihn war der Ekel gekommen. Er mußte hinaus, um die Einsamkeit aufzusuchen. „Wenn man mit keinem vernünftigen Menschen sprechen kann, muß man wenigstens mit sich selbst sprechen können." — Das wurde eine lange Nacht, in der zwei Menschen mit ganz verschiedener Vergangenheit in den beängstigenden Fragen über Sinn und Wert des Lebens sich fanden.

So wunderlich kann es in der Wirklichkeit oft zugehen. Aber dies ist nicht nur ein Geschehnis unter vielen. Es ist eine Begebenheit, die Licht über eine ganze Situation verbreitet. Die Zeit entblößt ihre verwundete Brust vor der Ewigkeit.

Die Kulturkrise, — hier wird sie uns nicht in tiefer Spekulation vorgeführt, sondern in zitterndem Leben. Viele Wanderer der Nacht haben in Einsamkeit oder ernsten Zwiegesprächen den Lebensgewinn gewogen und zu leicht befunden. Und wenn das hier in Schweden geschieht, — was muß dann erst in den Ländern geschehen, wo nicht nur die Natur hart und atemlos ist, sondern wo auch die Geschichte das eiskalte Angesicht der Sphinx zu zeigen scheint.

* * *

Es ist irgendwo im Innern der Kultur etwas zerbrochen, was nicht zerbrechen darf — — das Herz ist im Begriff, zu brechen.

Wie geht das zu? Der Kultur fehlt die Einheit, die Leitung, die Inspiration. Diese dreifache Krankheit frißt am Lebensmut und schafft die Not der Sinnlosigkeit, die in Lebensüberdruß und Hoffnungslosigkeit endet.

Die Kultureinheit ist zerrissen. Schon seit der Renaissance ist dieser Prozeß des Zerreißens ganz öffentlich verlaufen, — zuweilen unterbrochen durch Konzentrationszeiten, die doch nicht mehr als nur einen Aufenthalt schaffen konnten.

Die mittelalterliche, kirchliche Einheitskultur, die ihren monumentalsten Ausdruck im gotischen Dome gefunden hat, ist immer mehr zerfallen. Die verschiedenen Kulturgebiete haben sich abgetrennt, und die Kulturkreise haben ihre eigenen Bahnen eingeschlagen.

Die Politik ging ihren eigenen Weg. Die Politik wurde eine Sache für sich, die Ethik und das Persönlichkeitsleben eine andre Sache.

„Das Schicksal ist eine Frau, und um sie untertan zu erhalten, muß man sie puffen und schlagen," schreibt Machiavelli im „Fürsten". Man braucht ja die Großpolitik des Mittelalters, vor allem die der Päpste, nicht zu idealisieren, um der großen Idee von der Einigkeit der Christenheit, die viele der Besten in diesen Jahrhunderten inspirierte, gerecht zu werden.

Die Wissenschaft geht ihren eigenen Weg. Sie findet ihre eigene Methode und damit ein sicheres Fortschreiten auf eigenem Boden. Sie dient nicht mehr einer geoffenbarten Wahrheit. Sie begnügt sich nicht damit, Ordnung und Zusammenhang in den Inhalt der Offenbarung zu bringen. Ja, seit sie sich ihrer eigenen Stärke bewußt geworden ist, breitet sie ihre Flügel zur Flucht aus und erkennt bald keine andere Wahrheit neben sich an.

Will man die Spannung zwischen der mittelalterlichen Weltanschauung und der neuen Wissenschaft in der ergreifenden Leidensgeschichte einer Heldenseele enthüllt sehen, so muß man bei Blaise Pascal haltmachen. Er rang mit den cartesianischen Problemen. Er war wohl der erste Glaubensheld, der mit offenen Augen vor der Welt stehenblieb, die, regiert von unerbittlichen Gesetzen, zu einem Mechanismus geworden war. Angesichts einer solchen Welt sucht sich sein Herz einen Weg zu Gott. Und von der Begeisterung über den Gedanken und den Adel des Menschen, der sich darin offenbart, führt der Weg zu einer vollkommenen Gleichgültigkeit gegen die Wissenschaft, die vollständig hilflos ist, wenn es sich um Fragen über Stellung und Aufgabe des Menschen im Universum handelt. Ja, je mehr Pascal mit immer glühenderem Eifer den Menschen vor Gott zu demütigen sucht, je mehr wird auch das Gedankenleben mit in die menschliche Unzulänglichkeit hinein bezogen. Die äußersten Grundbegriffe der Wissenschaft beruhen, nach seiner Ansicht, auf ursprünglichen Gewißheitsgefühlen, die auch im Herzen ihren Sitz haben. Selbst die wissenschaftliche Wahrheit wird mit hineingezogen in das Dunkel, von dem das Herz immer stärker beherrscht wird, seit die Sünde in die Welt kam.

Einmal schrieb Pascal die stolzen Worte: „Die ganze körperliche Welt, das Firmament, die Sterne, die Erde und ihre Reiche wiegen den Geringsten der Geister nicht auf; denn dieser hat Erkenntnis von allen diesen und von sich selbst, aber die Körper haben solches nicht.“ Aber ein andres Mal heißt es: „Die Erkenntnis von den äußeren Dingen wird mich in Zeiten der Bedrückung nicht über meine Unkenntnis der Moral trösten können; aber die Erkenntnis des sittlichen Lebens wird mich immer über meine Unkenntnis in

den äußeren Dingen trösten." — Da die Philosophie ihn nicht zu Gott führen kann, da doch Gott auch nicht „ihr Anfang und Prinzip" ist, so verliert er immer mehr das Interesse für sie. Und angesichts der vielen Rätsel der Offenbarung findet er einen harten Trost in dem Gedanken, daß Gott für menschliche Klugheit der verborgene Gott sein müsse, damit gerade das Herz Ihn finden könne, — ein Gedanke, den er mit großem Scharfsinn durchführt. —

Die Wissenschaft hatte ihre feste Methode gefunden und ging ihren Weg weiter. Da ihre Methoden mit voller Sicherheit angewandt werden konnten, je mehr die Wirklichkeit körperlicher oder quantitativer Natur ist, wuchs die Geneigtheit, das Quantitative das im eigentlichen Sinne Wirkliche werden zu lassen. Das Ich sucht sich allerdings dadurch zu wehren, daß es die Form der Wirklichkeit aus sich heraus nimmt, — ja, da wo die Dreistigkeit am größten wird, sogar auch den Inhalt derselben, — aber diese Versuche sind nicht durchschlagend und können es in der allgemeinen Anschauung auch nicht werden, ebenfalls nicht in der Welt der positiven Wissenschaften. Dem gewöhnlichen, mitten im Leben stehenden Menschen müssen derartige Gedanken wie bizarre Spekulationen vorkommen, die man nicht ernst nehmen kann. Die überzeugende Ahnung von der geistigen Welt, die allein solche Gedanken gewichtig machen kann, hat diese Spekulation nicht geben können.

Die Arbeit geht ihren Weg. Gewaltige Arbeitszusammenschlüsse werden gebildet. Das Ziel scheint zu sein, aus der Erde einen gewaltigen Haushalt zu machen, der alle mit den Gütern oder wenigstens mit der Notdurft dieses Lebens versehen soll. Ein höheres Ideal, als das Wohlergehen der Menschheit, steckt sich diese Arbeitskultur nicht. Losgelöst von überirdischen Zielen und überirdischer Inspiration, wird das Wohlergehen jedoch ein Ziel, das sich gegen sich selbst auflehnt. Die wahrnehmbarste Spaltung war ja die zwischen Kapital und Arbeit. Aber selbst, wenn dieser Widerspruch aufgehoben werden sollte, so wird der Bruch auf anderen Linien nur um so mehr zu spüren sein. Notdürftig versucht man, den nackten Interessemangel mit einem englischen Philosophenmantel zu ver-

hüllen: „Das größtmögliche Glück für die größtmögliche Anzahl von Individuen.“ Aber der Mantel ist zerlumpt, und durch die Löcher sieht man nur zu leicht die Schäden. Ja, die haben sich fühlbar in dem Kampf der Völker um den Platz an der Sonne gezeigt. Jedenfalls hat Nietzsche auf seine vornehme Art, der Schieber auf seine plumpe Art die Konsequenzen richtiger gezogen als der Engländer. Ist die Erde unsre einzige Heimat, so dürfte wohl mein Wohlergehen schwerlich immer auch das der andern sein, schon weil das, was der eine besitzen will, letzten Endes aus der Hand des andern genommen werden muß. Dem Starken wird offensichtlich das allgemeine Beste oft ein Hindernis für seine rücksichtslosen Raubgelüste. Um diese zu befriedigen, dürfte es auch wohl noch unter den strengsten demokratischen Formen Mittel und Wege geben. Ja, je gewaltiger die Machtfülle in einem Staatswesen wird, desto mehr lockt sie die nach den Schätzen dieser Welt Hungrigen an. So wird für immer mehr Menschen der Sinn der ganzen irdischen Arbeit in Frage gestellt.

Die Kunst geht ihren Weg. Der Ausspruch „l'art pour l'art“ hat dem krassen Nützlichkeitsprinzip gegenüber wohl eine gewisse Berechtigung. Walther Rathenau hat auf außerordentlich feine Art ihren geistigen Selbstzweck gegen alle zudringlichen Handelsgesichtspunkte hervorgehoben. Zuweilen hat es wohl auch die Kunst nötig gehabt, sich gegen einen gewissen, wichtigtuerischen Moralismus aufzulehnen. Aber sonst wird sich die Kunst nie ungestraft isolieren dürfen.

Die Kunst ist ja doch ein Mittel des Ausdrucks und muß etwas ausdrücken. Selbst, wenn es sich nur um die Stimmungen eines Menschen handelt. Die Beschäftigung mit Mitteln des Ausdrucks kann auf die Dauer doch nichts geben, was ausgedrückt werden soll. Auf die Dauer wird man sich z. B. niemals mit sogenannten Farbensymphonien begnügen können, seien sie auch noch so wunderbar oder wunderlich. Kleine Menschen können auch nicht auf die Dauer eine große Kunst aufrechterhalten. Im tiefsten Sinne will die Kunst etwas Wesentlichem Ausdruck geben, — aber wo ist das Wesentliche, wenn das Wesen fehlt? Auf diesem Gebiet

wird sich die Zerrissenheit des geistigen Lebens am fühlbarsten rächen. Die Kunst kann nicht ohne große Ideale, der Künstler nicht ohne große Ergriffenheit leben. Das alles sind ja banale Wahrheiten.

Die Moral geht ihren Weg. Man glaubte, bei dem sehr möglichen Bankrott der Religion die Moral retten zu können. Und da man das Allgemeingültige und Konstitutive in ihrem Inhalt nicht finden konnte, so suchte man das Konstitutive in einer gewissen Form der Handlung oder in einer gewissen eigentümlichen Bestimmtheit des Gefühls. Aber vergebens. Die Moral löst sich vor unsern Augen in individuelle Werturteile auf, und wir stehen vor einem unausweichlichen Entweder-Oder. Entweder ein beherrschender Wille, der es versteht, uns für die Gebote der Moral zu gewinnen, die ein Ausdruck für die Richtung und das Ziel sind, oder moralische Anarchie. In der neueren Geschichte sind mit immer geringeren Zwischenräumen anarchistische Perioden eingetreten, und mit jedem Male hat sich das Gewissensleben mehr verdünnt. Nun stehen wir auf dem Punkte, daß viele junge Menschen kaum jemals ein ursprüngliches Erlebnis des Gewissens gehabt haben.

Wir müssen unsern Weg zurück von Kant zu einer inhaltsbestimmten, d. h. religiös bestimmten Moral suchen, — das ist die Rettung.

Die Religion geht ihren Weg. Sie hat im ganzen angesichts der Säkularisierung resigniert oder versucht, so viel, wie angängig war, die äußere Macht und Disziplin in den Kirchen aufrechtzuerhalten, — jedoch mit der ziemlich sicheren Gewißheit, daß die Entchristlichung der Kultur ein böses, aber unvermeidliches Schicksal sei. Man kann wohl kaum sagen, daß die Männer der Kirche im großen und ganzen die Not des ganzen Geschlechtes in ihrer vollen Tiefe erfaßt hätten, — selbst wenn sie ihre Reden zuweilen mit Parallelen vom Untergange der alten Kultur schmückten. Daher traf man auch so oft an den Herzen vorbei. Man war anspruchslos glücklich über jedes kleine Fort, das man noch einige Jahre behalten durfte. Das Leben im besten Sinne war nur noch treue Behütung der einzelnen Seele.

* * *

Jede Krisis umschließt streitende Gegensätze. Welche Gegensätze stemmen sich in der modernen Kulturkrisis gegeneinander? Ein großer Hauptgegensatz hebt sich unmittelbar hervor: Das Christentum und die eigentliche klassische Antike mit den Kulturwerten, die von ihr ausgingen. In der Renaissance ist das Ringen zwischen ihnen deutlich erkennbar, wenn man auch vielleicht auf einen Vergleich hoffte. Das Mittelalter enthielt ja, genau betrachtet, keine volle innere Synthese.

Bei Michelangelo hat das Ringen den Charakter des großen tragischen Lebensdramas. Die Tragik seines Lebens war ja, wie sein angesehener Biograph, Henry Thode, zu beweisen sucht, daß er zwischen dem rein menschlichen plastischen Schönheitsideal der Antike, die sein Phantasieleben beherrschte, und der Herzensmacht der christlichen Innerlichkeit, die ihn immer stärker gefangennahm, und für die er in der Bildhauerei keinen Ausdruck finden konnte, keine Einheit zu entdecken vermochte. — So wurde er dazu getrieben, dem Kreuze die Kunst zu opfern.

Auf der einen Seite öffnet sich dieser große Gegensatz im Konflikt zwischen dem christlichen, persönlichkeitsbestimmten Unendlichkeitsleben, das unerbittlich die Ewigkeit für die Seele fordert, und der antiken Endlichkeitskultur, die für eine Zeitlang wenigstens als reine Erdenkultur erstarken kann. Für eine Zeitlang, — denn seit das Christentum das Unendlichkeitsbewußtsein der Seele bei den Völkern des Westens geweckt hat, wird man vergeblich versuchen, unsre Kultur, wie einige es wollten, auf rein antiker Grundlage wieder aufzubauen. Troeltsch hat sicherlich recht, wenn er hervorhebt, daß unsre abendländische Kultur so durchdrungen ist von dem Geiste des Christentums, daß sie mit ihm steht und fällt. Erst von solchen großen Perspektiven bekommen wir den rechten weiten Blick für die heutige Kulturkrisis. Wir wandeln auf vulkanischem Boden. Und nun wird es uns klar, daß das Kunstproblem mit dem Kulturproblem teilweise zusammenfällt.

* * *

Haben wir Aussicht, daß diese Spaltung aufgehoben werden könnte, daß wir ausruhen dürfen in einer großen schöpferischen, abendländischen Kultursynthese? Spüren wir Aussichten auf eine Neubildung im Kulturprozeß oder wenigstens einen Zug gegen ein Zentrum? — Vor solchen Fragen ist alle mögliche Vorsicht angebracht. Doch könnten vielleicht verschiedene Beobachtungen wertvoll sein. Es ist ja die Pflicht eines jeden Menschen, nach Können und Vermögen seinen Beitrag zu geben. Denn die Frage wird immer brennender: Soll der Weg des Christentums über gebrochene und verstümmelte Menschen gehen? Er ist ein Kreuzesweg, — aber sollte das das Kreuz sein, einen ewigen Zweikampf zwischen Verstand und Glauben, zwischen Schönheit und Güte zu schaffen? Auf dem Wege des Christentums liegen blutende Titanen. Nietzsche hat inneren Widerwillen gegen diesen Anblick empfunden, und Romain Rolland spricht in seiner Einleitung zu dem Buch „Michelangelo" von „der großen Menschenrasse, die seit neunzehn Jahrhunderten das Abendland mit ihren Rufen des Schmerzes und der Glaubensgewißheit erfüllt, — der christlichen". Er glaubt, sie werde verschwinden. Nein, — aber dürfen wir nicht die Hoffnung hegen, daß ihr Leiden das große, schöpferische Leiden der Synthese sein werde, daß sie mit ganzen, unverstümmelten Seelen dem Meister dienen werden, der alles erlösen will, was dessen wert ist?

Wir machen zuerst halt beim Staatsleben. Unverkennbar kann man hier eine zunehmende Forderung der unbedingten Herrschergewalt des Rechts verspüren, auch bei Abmachungen unter den Völkern. Die moderne pazifistische Bewegung wird von solchen Forderungen getragen. Und wenn vom Völkerbund bis zur Verwirklichung des Ideals der Brüderschaft noch ein ungeheuer weiter Weg ist, so ist doch der Gedanke lebendig, und kein noch so sinnloser Frieden wird ihn in aller Stille begraben können. Die Politik darf nicht ein Ding für sich sein, und die Moral ein andres.

Noch wichtiger ist hier vielleicht die Entwicklung des modernen Staates zum Kulturstaat. Hier wird das Staatsleben in eine nahe Verbindung mit dem inneren Kulturprozeß hineingezwungen, und

dies wird gewaltige Probleme mit sich bringen, aber auch ungeahnte Aussichten auftun. Rathenau träumte vom Staate als der Kirche der Zukunft, und stärker kann man seinen Glauben an eine zukünftige Kultursynthese kaum bekennen. Wenn man auch mit gutem Grunde eine solche Form dieser Synthese bezweifeln kann, so ist es dagegen gewiß, daß der Staat um so weniger die Religion entbehren kann, je höher die Kulturaufgaben sind, denen er sich unterzieht. Denn die innere Führung der Kultur im großen kann der Staat nicht übernehmen, — dazu fehlt ihm sowohl die Anlage wie das Organ. Sucht er eine solche Aufgabe zu lösen, so wird er unfehlbar einen Zwang schaffen, der zu seiner Zeit den heiligen Aufruhr wecken wird. Aber ein Kulturstaat muß notwendig auf eine Kultureinheit hinarbeiten, nicht am wenigsten durch sein einheitlich geordnetes Erziehungswesen*).

Die Wissenschaft hat ihre Aufgabe und kann keine andre Hoheit über sich erkennen. Was man hier vom Standpunkt der Einheit aus verlangen kann, ist nur gründliche Selbstbesinnung der Wissenschaft. Die moderne Wissenschaft ist sich in dieser Hinsicht ihrer Schranken heilsam bewußt. Die großen neuen Wissensgebiete, die sich in den letzten Jahrzehnten der Forschung geöffnet haben, besonders was die modernen Naturwissenschaften anbelangt, haben in Gemeinschaft mit anderm zu dieser Selbsterkenntnis beigetragen.

Aber wichtiger und von größerer Tragweite ist hier ein andrer Umstand. Seit Immanuel Kant die große Trennung zwischen dem Ding für uns und dem Ding an sich machte, — eine Trennung, die, ja mehr als man denkt, ihre Voraussetzung in der methodischen

---

*) Vielleicht hat übrigens die Staatszentralisierung bald ihren Höhepunkt erreicht. Der Gedanke an einen Staat mit politischer, ökonomischer und kultureller Allmacht erfreut wohl kaum einen vernünftigen Menschen. Vor allen Dingen, wenn man sich einen unsrer Führertypen als verkleideten demokratischen Diktator denkt. Es zeigen sich starke Tendenzen, die vielleicht eine Teilung des Gemeinwesens in verschiedene Kreise mit relativer Selbständigkeit anzeigen (vergl. die Dreigliederungsbewegung). Wenn auch diese Tendenzen neue Probleme in sich bergen, so geben sie doch andrerseits der Hoffnung auf eine Kultureinheit neue Grundlagen.

Selbstprüfung hatte, die die Naturwissenschaft des siebzehnten Jahrhunderts auszeichnete, — seitdem ist der Gedanke erstarkt, daß wir mit unsern wissenschaftlichen Methoden nicht an den Kern der Dinge herankommen. Wir wissen z. B. genug von der Elektrizität, um sie leiten, messen und auf verschiedene Art anwenden zu können, aber was die Elektrizität eigentlich ist, davon wissen wir nichts. Wir entdecken die Gesetze des Verlaufs und einen Teil der Relationen der Wirklichkeit, aber wir können die Art eines Vorganges nicht voll bestimmen. Maß, Gewicht und Berechnung begrenzen die Reichweite der exakten Wissenschaften, und selbst innerhalb dieser Grenzen wartet ihrer eine unendliche Aufgabe.

Am wichtigsten ist es hier jedoch, daß die Wissenschaft, je reiner sie ihren Typus entwickelt, desto bestimmter von einer Führerrolle in der Kulturwelt Abstand nimmt. Die Wissenschaft orientiert uns in der Wirklichkeit, aber sie setzt unserm Handeln kein Ziel, sie gibt uns keine Ideale oder Richtlinien für die Kulturentwicklung. Sie sagt, was ist, und nicht, was sein soll. Von seiten der Wissenschaft scheinen also im großen und ganzen die Hindernisse für eine religiös bestimmte Einheitskultur vermindert.

Es ist vielleicht vermessen, ein Wort über die Kunst zu wagen. Aber ist der Ruf nach neuer Inspiration dort nicht deutlich genug? Vor allem ist hier aber die soziale Einstellung wichtig, die in der höchsten modernen Kunst zu spüren ist, — am deutlichsten in der Architektur. Keine Kunst ist so wie die Architektur mit dem großen Zusammenhang des Kulturlebens verknüpft. Eine Erneuerung auf dem Gebiet muß unmittelbar befruchtend auf alle Arten der Kunst wirken. Die Hand, die den Pinsel führt, beginnt vor Verlangen nach den großen Mauerflächen zu zittern, und das Auge des Bildhauers sucht einen Raum für seine Gestalten, die hier einer andern Idee als seiner eigenen dienen müssen. Aber das Gebäude selbst sucht weiteren Zusammenhang. Wie mancher junge Künstler sehnt sich nicht gerade nach dem Kirchengebäude.

Das Problem der Einheit geht letzten Endes über in das Problem der Führung. Die Kultur braucht Führung, um zu einer Einheit

zu kommen, — aber eine Führung, die es versteht, die Eigenart der verschiedenen Kulturkreise in dem großen Zusammenhang des Schaffens zu wahren. Eine solche Leitung kann, wie wir zu beweisen versuchten, weder die Kunst noch die Wissenschaft geben. Eine solche Leitung kann auch nicht die Moral an sich geben; denn die Sicherheit und Autorität der Moral beruht selbst auf der Einheit des Geisteslebens und ist ein Ausdruck dafür und kann keine Einheit und Leitung schaffen, wo jene versagt. Sie weist bei jedem entscheidenden Punkte auf die Religion hin. Der moderne Kulturstaat kann eine solche Leitung nicht geben. Er kann eine geistige Leitung stützen. Macht er den Versuch einer Leitung auf eigene Hand und im eigenen Geiste, so erhalten wir eine Kulturpolizei, aber keine Kulturleitung. Die Kulturphilosophie — die Kulturspekulation — kann in hohem Grade dazu beitragen, die innere Lage zu klären, — nicht am wenigsten durch historische Orientierung, — aber Leitung kann sie nicht geben.

Die moderne Kultur muß ihr Zentrum in der Christusoffenbarung suchen, wenn sie der Katastrophe ausweichen will. Hier steht die Kirche vor unerhörten Aufgaben — und vor unerhörten Versuchungen.

Sie wird von ihrer alten Lieblingssünde, der Herrschsucht, angefochten werden. Wehe der Kirche, wenn sie dieses teuflische Begehren nicht ausrottet! Diese Sünde wird gerade jetzt um so viel härter verdammt werden. Gott bewahre die Kirche gnädig vor allem Machthunger und allem schadenfrohen Triumph. Denn sie wird auch zur Schadenfreude versucht werden.

Die Kirche wird immer wieder in Versuchung geführt, dem Inhalt der Offenbarung einen Schein der Wissenschaftlichkeit zu geben. Soll sie die Versuchung nicht bekämpfen? Die Glaubenslehre in ihrem zentralen Teil kann nie Wissenschaft werden, — sie ist auf Offenbarung gegründete Spekulation, nichts mehr und nichts weniger. Sie ist deswegen nicht geringer. Die rechte Spekulation dringt wie das große Gedicht tiefer ein in das Wesen der Dinge als die Wissenschaft, wenn sie auch nicht deren Exaktheit hat. Die Theologie muß den Mut haben, für ihre zentralen Disziplinen den Na-

men der Wissenschaft zu entbehren und auf der prophetischen Linie vorzugehen*).

Die Kirche muß schließlich lernen, sich zu begrenzen. Ihre Werke müssen in der Welt des Herzenslebens geübt werden, — da hat sie den Auftrag zu führen, und dort soll sie ihre Aufgabe so erfüllen, daß die verschiedenen Kulturkreise sich frei nach ihrer Art, ihrer Geschichte und ihrem Gesetze vertiefen dürfen. Aber die Kirche soll sich nicht mit allem, was zwischen Himmel und Erde ist, befassen.

* * *

Uns würde indessen keine Führung helfen, wenn wir nicht aufs neue inspiriert würden. Alle geistige Führung muß inspirieren können. So bezeugt sie ihr Führerrecht. Sie führt dadurch, daß sie inspiriert. Vor einer Führung, die inspiriert, beugt sich alles willig und in fröhlichem Gehorsam. Das Christentum würde seinen Platz im Herzensleben der Kulturwelt behaupten können, wenn es eine neue tiefe Kulturinspiration zuwege brächte. Im Kulturleben hat es seinen Platz als inspirierende Geisteskirche. Sie soll werden „in des Lebens Schmerzen der Hoffnung Trost, der zum Geiste spricht". Und diese Inspiration hat ihre lebendige Quelle in dem lebendigen

*) Damit soll nichts über die jetzt so brennende Frage, betreffend die Stellung der Theologie bei der Universität, gesagt sein. Dazu ist ja in erster Linie zu bemerken, daß jede theologische Disziplin einen historischen Teil hat, der durchaus wissenschaftlich behandelt werden kann. Eine andre Frage ist auch die, ob nicht in der theologischen Fakultät ebenso wie in andern Fakultäten neben der streng wissenschaftlichen Arbeit die Spekulation Raum haben dürfe. So ist es ja der Fall in vielen Disziplinen. Vom Gesichtspunkt der Kulturarbeit aus kann es im ganzen nur vorteilhaft sein, daß von verschiedenen Wissensgebieten aus der Versuch zu Synthesen gerade von denen gemacht werde, die diese Gebiete voll und ganz beherrschen. Von wissenschaftlichem Gesichtspunkt aus wird wohl die dogmatische Spekulation zunächst ein Versuch zur Lebensorientierung, ausgehend von der Offenbarung als Grundhypothese. Da so viele Menschen auf eine solche Gewißheit hin leben, kann es nicht für unbillig angesehen werden, daß man immer wieder Versuche macht, eine so gegründete Lebensanschauung mit der relativ mehr voraussetzungslosen, gleichzeitigen Spekulation zu konfrontieren. Von alters her ist ja dies als die Aufgabe der Universität angesehen worden. Aber dies ist nicht Wissenschaft im strengen Sinn.

Christus. Er ist der Erlöser des Herzens, den es danach verlangt, sich durch heilige Unruhe und durch Trost kräftig in Seiner Gemeinde zu offenbaren.

Aber neue Inspiration wird in einer neuen Hoffnung vervollkommnet. Wir müssen unserm Geschlechte zu einem neuen lebendigen Ewigkeitsglauben verhelfen. Der Geist, der an die Erde gekettet ist, ruft nach Erlösung.

Hier darf keine Wissenschaft uns hemmen, und sie kann uns nicht hemmen. Was weiß die von der Ewigkeit und ihren Möglichkeiten? Die großen gewaltigen Triebfedern im Leben unsres Geschlechtes sind für ewige Ziele gespannt, — unsre größten Gesichte eröffneten uns ewige Fernblicke. Die Erde ist eine freundliche Heimat, wenn sich ein Himmel über ihr wölbt, — aber ist die Erde unsere einzige Heimat, dann ist sie keine Heimat, sondern ein gräßliches Gefängnis. Kein Wesen ist dann unglücklicher als der Mensch. Nichts kann unsre Kultur vor der Katastrophe retten, wenn wir die Ewigkeitshoffnung nicht erneuern können. Als Erdenkultur steht die Kultur unter dem Gesetz der Auflösung*).

Die Ewigkeit eröffnet unserm Kulturleben die Zukunft. Denn ohne Zukunft gibt es keine Hoffnung, und ohne Hoffnung keine Inspiration, ohne Inspiration keine geistige Führung, ohne Führung keine Einheit.

Können wir auf solche Einheit hoffen? Wir haben versucht, in großen Linien die Frage zu beantworten. Wir können auch aus unsrer eigenen jungen christlichen Erfahrung die Antwort hervorlauschen. Ich glaube, daß ein christlicher Lebenstyp hervorzuwachsen beginnt, wo man diese Einheit im Leben der Seele schon anfängt zu

---

*) Wie oft muß es gesagt werden, daß es nicht der Hunger nach Belohnung ist, der den Unsterblichkeitsglauben bei all den Besten hervorlockt. Man lobt die, die in düstrer Hoffnungslosigkeit dennoch einfach ihre Pflicht tun. Mögen sie ihr Lob für sich behalten! Aber wir verlangen Vernunft und Sinn und deswegen eine Zukunft der Seele. Ist das Menschenleben nur eine Flamme, die eine Weile im Dunkeln flackert und dann erlischt, dann verstehen wir einfach nicht solche Worte wie Pflicht und Verantwortung. Die gehören in einen andern Zusammenhang und behalten ihr Recht vor andern Ausblicken. Wir verlangen keinen Lohn, sondern Vernunft.

spüren; wo die Spannung zwischen Kultur und Religion schon begonnen hat, in eine Synthese überzugehen. Dieser Richtung mögen wir freimütig nachleben. Und dabei sollen wir uns nicht daran stoßen, daß man uns von christlicher und kultureller Seite mit einem gewissen Mißtrauen betrachtet. Das kann nicht anders sein. Möchten wir uns nur noch immer innerlicher ergreifen und führen lassen von dem lebendigen Christus; dann haben wir das Recht, ja, die Pflicht, freimütig unsern Weg weiterzugehen. Gott hat für die Gehorchenden und Treuen große Dinge in Bereitschaft.

Individualismus und Kirchlichkeit

Große Ereignisse schaffen nicht notwendig große Zeiten. Eine Zeit wird erst groß durch Menschen, die den Ereignissen gewachsen sind.

Große Ereignisse rufen nach großen Menschen.

Sie wollen verstanden werden, sie wollen hohe und heilige Geschichte werden.

Wenn das Geschlecht arm wird an lebendigem Geiste, da gleiten die gewaltigsten Schicksale stumm vorüber in das ewige Schweigen.

Mit gesenkten Häuptern gleiten sie vorbei.

Sie haben ihren Auftrag nicht sagen dürfen.

Durch lebendige und tiefe Seelen zwingt das Geschlecht seine Geschichte, Antwort zu geben.

Nicht aus dem Leben der Masse heraus, nicht aus dem Seelenchaos der Bewegungen wird Antwort auf Fragen oder klarer Bescheid an unsichere Gewissen gegeben, sondern durch Seelen, die von Gott gelehrt sind.

Der Individualismus hat über dem Recht und dem Werte der Seele gewacht, — das ist sein Ruhm gewesen, — wie seine Formen auch bei seinen großen Verkündigern gewechselt haben mögen. Zum Schutz der Seele haben Christentum und Individualismus oft einen Bund geschlossen, denn die Schicksalsstunde des Individuums ist auch die des evangelischen Christentums. Die Anzeichen deuten darauf, daß eine solche Prüfungszeit herannaht. Und kommt der Feind, dann wird er wahrhaftig keine Helden auf der Schanze finden. Wird das Individuum besiegt, so geschieht es deswegen, weil es sich schon selbst besiegt hat. Denn nichts ist erbärmlicher,

als ein Individualismus, der in Unsicherheit zerbrochen ist. Er liegt ertrunken an seinem Ort und verdient kaum den Gnadenstoß eines ehrlichen Kriegers.

* * *

Die Zeit hat wahrhaftig keinen Überfluß an lebendigem, tiefem Geiste. Solange die Geistlichen auf den Kanzeln die einzigen waren, die einen Notschrei erschallen ließen, so lange blieb man ruhig. Leider hat es ja oft zu ihrem Berufe gehört, Wehe zu rufen. Aber seit die Philosophen und Soziologen, Dichter und Propheten aufstehen und zeugen, ist es schwerer geworden, guten Mutes weiterzugehen. Die Zeit ist voll von bösen Prophezeiungen. „Die Seele ist verlorengegangen, und was an ihre Stelle getreten ist, das Streben nach Erwerb und Fortschritt, ist kaum mehr imstande, die Menschen im Zustande der schöpferischen Tätigkeit zu erhalten", so schreibt der russisch-jüdische Soziolog und Sozialdemokrat David Koigen. — „Früher, im neunzehnten Jahrhundert, galt der Kampf den Lebensanschauungen, — nun gilt er dem Lebensgefühl selbst: Humanismus oder Maschinismus. Gegen die Fabrik der Zeit bauen wir eine Kirche der lebendigen Seelen. Gegen das Äußere rüstet sich das Innere", — so äußert sich der dänische Literaturhistoriker Wilhelm Andersen. „Keine Zeit hat so viel Talent, so viel Kraft der Ausführung besessen; keine ist so arm an Charakter, an treibender Kraft gewesen — — —. Nirgends glückt es uns, dieses unerhörte Können in Bewegung zu setzen", — so lesen wir bei dem österreichischen Literaturkritiker Hermann Bahr, dessen ernsthaftes Buch „Inventur der Zeit" mit dem Gebet: „veni creator spiritus!" beginnt. In einer solchen Zeit mahnen Männer wie Rudolf Eucken und Vitalis Norström mit einer Wolke von Zeugen zum Kampfe um einen geistigen Lebensinhalt.

In dieser Not der Seelen helfen an und für sich keine äußeren Ereignisse, wenn sie auch noch so gewaltig erschrecken und züchtigen. Heerführer und Helden bringen keine Erleichterung. Wir müssen Menschen haben, die geistig ihre Zeit überragen, — auf Vorkämpfer des Geistes müssen wir warten. Große Ereignisse können pflügen

und aufreißen. Ganz gewiß geht die Pflugschar jetzt für zukünftige Saat. Und zuweilen ahnen wir, daß es hier und da schon beginnt zu sprossen.

Leben ist kein ängstlich Fragen,
Leben ist ein trotzig Wagen.
Wo der Tod das Leben schlingt,
Erst das höchste Leben winkt.

Für uns, die wir abseits stehen, sollte es wenigstens gelten zu sehen und nachzudenken. Auch wir sollten in der Spannung des Kampfes leben, dazu erzogen werden, die Aufgabe zu erfüllen, die uns ganz gewiß erwartet, wenn alles Geschehen von der Lüge gereinigt und der Sinn darin klar wird. Auch wir sollten mitleben, auf daß wir der Propheten Wort verstünden, wenn sie einst kommen. Aber was lernen wir, wir, die wir im Parkett sitzen mit unsern Opernguckern und unserm Geplapper, und die wir uns in den Pausen mit Wein und Frauen oder mit anderem amüsieren, um doch „in all dem Elend eine kleine Abwechslung zu haben".

* * *

Die Schicksalsstunde des Individuums, — ein großes Wort für eine dürftige Wirklichkeit. Denn wie dürftig ist das Individuum, das sich trotzig auf das Eigene versteifen will. Wie geringe ist das, was sein ist, wie wenig war es das seinige!

* * *

In solchen dürftigen Helden zeigte sich allzuoft die Nachblüte des großen Individualismus. — Ist nicht der Triumph der Macht gerecht, wenn auch wenig ehrenvoll? Ehrenvoller da, wo sie die Selbstherrlichkeit durch den Zwang der Pflichten eindämmt. Solches dürfen wir auch erleben.
Die Mächte haben den Weg frei, — die Zeit selbst bereitet den Weg. Einsame Dörfer und Einzelgehöfte sieht man immer seltener, — die Großstädte treiben die Menschen zusammen. Die Stadt saugt die Seele auf, vermischt sie mit den Seelen anderer

Menschen. Was ist jetzt mein? Was ist dein? Was ich für meine Seele halte, kann ja ebensogut die meines Nachbarn gewesen sein. Die Zeitungen und Bücher tun das Ihrige, das Telephon und die Automobile ebenfalls. Die Eile tut das Ihre, — wir erhalten keine Zeit zur Sammlung und Einsamkeit. Es gilt, rasch und behende zu sein, damit die Maschinerie nicht ins Stocken gerät. Wir werden zu zuverlässigen Reaktionszentren erzogen. Jede wechselnde Situation muß uns fertig zum Handeln finden. An Geschmeidigkeit und Anpassungsvermögen haben wir fabelhaft zugenommen. Es war notwendig. Die Kultur ist in kurzer Zeit nach außen in Weite, nach innen in Vielseitigkeit unerhört gewachsen. Der Typus bildet sich danach, — schon von Anfang an. Vergleiche einen modernen Stadtjungen mit einem Jungen von einem einsamen Dorfe! Vielleicht wird das, was wir unter ständiger und nach außen gerichteter Aufmerksamkeit erwerben, sich in einer kommenden Generation als Erbe niederschlagen und die wache Kraft der Seele für die Orientierung in der inneren Welt, die wir so grausam versäumt haben, befreien. Wir können wenigstens darauf hoffen.

Wir gehen weiter. Das Jahr wird ärmer an Feiertagen und Nuancen. Denke an den Verlust des Kirchenjahres mit seinen verschieden gestimmten Zeiten, wo die Seele durch Täler und Höhen von Bethlehem nach Golgatha wanderte. Das ist für die meisten eine alte Sage. Aber auch der natürliche Jahreslauf gleitet an vielen Großstadtkindern vorbei. Höchstens tritt einmal ein Sommersonntag, den man im Grünen verlebte, besonders hervor. Aber sonst schleppen sich die Tage dahin, trostlos grau, in endloser Leichenprozession. Der ruhige große Rhythmus im Leben droht zu verschwinden und wird jämmerlich durch die Zuckungen des jagenden Vergnügungslebens ersetzt.

Und die ganze Art, das Leben anzusehen: Wie versagt dem Einzelnen der Mut, in die Bresche zu treten, die Initiative zu ergreifen! Man erwartet alles von den Vereinen, vom Staate, von Fachgenossenschaften. Immer mehr werden unsre großen Fragen von dem Gewissen der Einzelnen abgelehnt und dem Gewissen der Allgemeinheit auferlegt. Es blüht bei uns ein wachsender Glaube an die Macht

der Organisation. Und man darf sich nicht darüber wundern; denn alles Bemerkenswerte, was unser Geschlecht in den letzten Zeiten erreicht hat, ist doch wohl durch Organisation zustande gekommen. Das Leben ist vor allem quantitativ gewachsen. Der Glaube an die Organisation ist zu einem Erlöserglauben geworden. Sogar das Himmelreich soll durch kluge und stramme Organisation erreicht werden. Ja, möchte man nicht sogar die Menschenrasse des Himmelreichs durch Organisation veredeln! Und dies Unternehmen ist in seinem Wohlwollen doch wohl besser, als was nun geschieht, wo wir mehr als je die menschliche Kraft aufbieten, um eine Hölle zu organisieren.

Die ganze soziologische Anschauungsweise, so nötig sie war und es in gewissen Grenzen auch bleiben wird, droht, das Verantwortungsgefühl und das Eigenleben des Individuums arm zu machen. Die Individuen werden Gefäße, durch die das Leben hindurchrinnt, ohne sich irgendwo zu einer Tiefe zu sammeln. Alle Anstrengungen jetzt sind vergebens, — wenn das Reich kommt, so kommt es ohne das Gebet des Individuums. Ein leichtsinniges Christentum ist nicht ohne Schuld an solchen Gedanken.

Aber mitten in all diesem wird der Ruf nach persönlicher Hilfe immer stärker. Es gibt Gebiete, wo die Organisation unwiderruflich ihre Beschränkung zeigt. In der profanen Kultur merkt man das Ermatten der Seele zuerst und am deutlichsten in den persönlich empfindlichsten Kunstarten. Da ruft man immer mehr mit Hermann Bahr: veni creator spiritus! — Aber frage die, welche die soziale Hilfsarbeit leiten. Die Klage ist die gleiche. Uns fehlen Menschen mit Herzen, mit geduldigem Opferwillen, mit Liebe. Denn alles kann vielleicht auf sozialem Wege zustande gebracht und organisiert werden, — nur nicht die Liebe.

Das moderne Leben bietet einen über alle Maßen günstigen Boden für alle Arten von Massensuggestion, die, solange sie nicht im vollen Umfange erkannt wird, einer der gefährlichsten Feinde des Individuums ist. Unsre Seelen sind wie ein empfindlicher Seismograph; ohne es zu wissen, registrieren wir die großen und kleinen Erschütterungen des kollektiven Lebens. Den ohnmächtigen Zorn des Indivi-

duums, seine erstickende Angst, wenn es in dieser Zwangsjacke erwacht, hat niemand besser gedeutet als Nietzsche: „Gemeinschaft macht gemein."

Die Umkehr zu stärkerem Kollektivismus wird zweifelsohne von viel edler Sehnsucht begrüßt. Wir möchten über uns selbst hinaus, wir möchten die Schranken des kleinen Ich überwinden und Sicherheit und Dienst bei dem finden, was größer ist. Zuweilen ist es uns sogar gleich, unter welchen Bedingungen. Was Rainer Maria Rilke schreibt, ist ein Wort aus dem Herzen der Zeit: „Wie ist das klein, mit dem wir ringen, was mit uns ringt, wie ist das groß." Zuweilen zeigt sich uns der Staat in solcher Größe.

Das Werk und die Arbeit erhebt sich zum Herrn. Vom Leben im Menschen und unter Menschen wird der Akzent nach dem Leben im Werke verschoben. Der Mensch lebt in seinem Werke. Die Leistung wird zum Maß des Menschenwertes; — ja, sogar die Wahrheit wird bei gewissen modernen Strömungen erst durch ihre Leistungen als Wahrheit anerkannt. Und solange dies alles bedeutet, daß die Narzissusattitüde nicht mehr in Kurs sind, müssen wir uns ja freuen.

Die ganze, eben skizzierte Entwicklungslinie bedeutet auf dem religiösen Gebiete im großen und ganzen einen entschiedenen Vorteil für den katholischen Gedanken in der Welt. Das bestätigt sich auch durch das fast überall steigende Ansehen der katholischen Kirche. Und niemand braucht daran zu zweifeln, daß diese Kirche bis zum äußersten die Situation ausnutzen wird.

Die lutherische Kirche dagegen steht mitten in einer aufreibenden Entscheidung. Überall sind die Kirchenprobleme aktuell: sowohl solche, die das Verhalten der Kirche zum Staat, sowie auch solche, die das Verhalten der Kirche zum Individuum betreffen. Als evangelische Kirche hat sie viele ihrer Hauptwurzeln in der Lebenswelt des Individualismus; als Volkskirche ist sie ja selbst ein Kollektivum mit dem Charakter des Zusammenschlusses. Diese Zwischenstellung erhält sie in beständiger Spannung, die da, wo sie tief und ehrlich wirken darf, zu ihrer Zeit ein Gemeinwesen bedeutungsvollster Art bringen wird.

Mit dem Individualismus teilt das Luthertum den Glauben daran, daß das Individuum der tiefste Brunnen der Lebenswahrheit ist. Einer kann recht haben gegen viele, — ja, einer kann recht haben gegen die Tradition. Das Leben der Reformation mag in der Masse, in der Geschichte vorbereitet sein, aber es wird doch erst gelitten und gelebt in Klarheit, Tiefe und Wesentlichkeit bei dem Einzelnen. Gott sprach zu den Vätern durch die Propheten; Gott spricht noch jetzt durch die Propheten. Vox populi non est vox dei. Der Prophet kann und darf gegen die Allgemeinheit und ihre ganze Tradition Weisheitsworte sprechen. Das ist ein antikatholischer, das ist ein Lutherscher Gedanke, das ist ein individualistischer Gedanke.

Aber der Unterschied zwischen profanem und christlichem Individualismus liegt gerade im Worte Prophet. Denn der Prophet ist Gottes Prophet, — nicht ein Genie, das aus eigenem Antriebe oder im Auftrage von irgend etwas Unbestimmtem spricht, das sich „Leben" nennt. Denn das Leben, — was ist das in den meisten Fällen mehr als eine Verkleidung für den heimlichen Druck des Milieus? Das Leben muß in Gott und Satan gespalten werden. Und Gott selbst muß es sein, der da spaltet. Wie es wird, wenn Menschen spalten, darüber könnte das Ideal „der blonden Bestie" bei Nietzsche uns verschiedenes sagen.

Es ist eine Spaltung in unsrer Geschichte vorhanden, die am deutlichsten durch Christus gekennzeichnet wird. Wer diese Spaltung nicht anerkennen will, muß die Verantwortung auf sich nehmen, selbst Gott zu werden. Aber das Leben gehorcht nur seinem Herrn und dem Diener seines Herrn. Das muß jeder neue selbstgemachte Gottesmensch schmerzlich erfahren. Das ist der letzte Akt in dem Drama des gottlosen Einsamen, — er bricht unter der Last, seinem Geschlechte Gott sein zu wollen, zusammen. Nur Einer hat es vermocht, in vollstem Ernst bis zum Ende Gottes Willen in der Welt als Gottes Sohn zu vertreten. Die Wenigen, die ihren Aufruhr fast bis zum Ende durchführten, brachen zuletzt unter ihrer Bürde zusammen. Nichts ist ergreifender, nichts demütigender, vernichtender als die Zeit in Nietzsches Leben, wo er sich den Gekreuzigten nannte. Bei uns allen findet sich zuviel von der Prometheusnatur, als daß

wir nicht einen Teil seines Schmerzes als unsern eigenen erkennen könnten. In dem gekreuzigten Nietzsche erstieg der gottlose Individualismus seine einsamste und stolzeste Höhe. In der gewaltigen Gletscherwelt der Alpen fand er seine heilige Stätte. Und doch, — nirgends erhält das alte griechische Wort einen so wunderlich warnenden Klang: οἱ δεινοὶ βροτοί — die armen Sterblichen —.
Auch Nietzsches Leiden war Stellvertretung. Wenn viele sein Kreuz im Ernst auf sich nähmen, anstatt mit Gott lästernden Redensarten zu kokettieren, so würde auch da das Blut der Märtyrer der Same der christlichen Kirche. Denn wo das Leben ernst genommen wird, da offenbart es immer positiv oder negativ den Weg zu Gott.
Der Individualismus, den unsre Generation den klassischen nennt, war ja im großen und ganzen eine Oppositionsbewegung. So zeigt sich auch sein Charakter. Bei Ibsen wird er vor allem ein Kampf für das Ideal der Freiheit und der persönlichen Wahrheit. Aber man deutete die Freiheit in erster Linie als Freiheit von, ebenso wie der Kampf um die Wahrheit immer mehr ein Kampf gegen die Unwahrheit wurde. Solange die Bewegung zum Angriff vorging, war sie stark, — sie wurde um so schwächer, je mehr man ihr recht gab, je mehr der Staat ihrer Reformarbeit zustimmte. Denn da konnte die Frage nicht zurückgehalten werden: Freiheit wozu? wahr gegen was? Man antwortete wohl im allgemeinen in dem Sinne, daß man sein Wesen, seine Persönlichkeit entwickeln, daß man sich selbst treu bleiben müsse usw. Aber was ist dieses Selbst? Und was berechtigt dieses kleine Selbst, sich gegen das große der Allgemeinheit aufzuspielen? Ist das Individuum der tiefste Brunnen der Lebenswahrheit, so muß er doch wohl irgendwo seine Quelle haben. Möglich, daß eine Lebenskraft, ein Lebensinhalt erst in dem Individuum zur Klarheit und zum Wesensbewußtsein kommt, — aber es muß doch eine Lebenskraft, ein Lebensinhalt dahinter liegen, — sonst verführt wieder die Selbstbetrügerei der Milieusuggestion oder das Martyrium des Einsamen. Die Geschichte wird aus Persönlichkeit und Lebensinhalt erbaut. Sie ergänzen sich gegenseitig. Der Lebensinhalt ist mehr als einer, — aber die Persönlichkeit ist immer nur sein Prophet. Das Christentum hat immer gewollt, daß die Wahl

für uns Menschen nicht bestehe zwischen Gebundenheit und Freiheit, sondern zwischen Gebundenheit und Gebundenheit. Der ist frei, der dem Höchsten dient. Darum jubelt der Christenmensch in seiner Freiheit im Bekenntnis: Ich bin Christi eigen! Die Freiheit des Christen besteht darin, daß er über den vielen wechselnden Einfällen des Augenblicks und über der Suggestion des Milieus und des Haufens steht, weil er die Quellen seines Lebens in dem Strom hat, der von Christus in die Zeiten hineinströmt, und der auf tausend verborgenen Wegen den zu erreichen weiß, der tief und treu das Leben der Kirche lebt.

Es gibt wohl Zeiten, wo dieses Leben als ein Leben der Pietät drückend genug werden kann, wo die Tradition durch eine entschlossene Handlung durchbrochen werden muß, dadurch, daß man das Leben des Individuums direkt auf die historischen Quellen des Christuslebens zurückführt, wo die dazwischenliegende Geschichte eine Zeitlang wenigstens vergessen werden muß. Aber diese Zeiten können ohne Verlust nicht lange dauern. Für uns ist die Macht der Toten nicht zu stark, sondern zu schwach. Die Kontinuität mit dem Verflossenen droht manchmal zu zerreißen. Ob wohl zu erhöhter Freiheit für uns? Nein, aber zu erhöhter Sklaverei unter den Ansichten des Tages und dem Drucke der Masse. David Koigen schreibt in dem Buche „Die Kultur der Demokratie": „Man fragt sich oft verwundert: War das wirklich ich selbst, der in den Sitten und Gebräuchen des Elternhauses aufwuchs, war ich es, der sich in den engen Verhältnissen sogar wohl fühlte? — — Man erbt im großen und ganzen keine Fertigkeiten und Wünsche mehr, man vererbt auch keine. Bloß der Staat und die Gesellschaft mit ihren Bildungs- und Erwerbsanstalten geben jetzt auf die Kontinuität des kulturellen Geschehens acht." Ist es so, dann kann eine Verstärkung der Macht der Toten für unsre Generation nichts andres bedeuten, als einen Zuschuß von wirklicher Freiheit und Selbständigkeit.

In seinem Buche „Der Wille zur Macht" wirft Nietzsche der von dem Christentum beeinflußten abendländischen Lebenswertschätzung vor, daß sie die „klüfteschaffenden Triebe", die Triebe, die den Abstand zwischen den höheren Menschen und dem Haufen herstellen, in

Mißkredit gebracht habe. Aller profane Individualismus hat einen aristokratischen Zug. Es gehört zu seiner Art, das Leben zu spalten und das höhere vor befleckendem Umgange von unten zu bewahren. Auch das Christentum weiß von Distanz im Leben und kennt die klüfteschaffenden Triebe. Aber bei dem Christentum erfolgt diese Spaltung nicht zwischen der Minderzahl und dem Haufen, überhaupt nicht zwischen Mensch und Mensch, sondern durch Menschen, in Menschen. Es kann sein, daß die Heiligen mehr über und die Verbrecher und Pharisäer mehr unter dem Durchschnitt stehen, — doch ist keine Seele so schön, daß sie nicht erlöst werden müßte, — vielleicht gerade von ihrer Schönheit, — und daß sie die Distanz in sich selbst nicht als drückende Schuld empfände. Das Christentum unterscheidet nicht zwischen Seelenaristokratie und Seelenpöbel, sondern zwischen vergebenem und unvergebenem Leben. Das ist seine Art, Distanz zwischen höherem und niederem Leben zu schaffen. Eine aristokratische Minderheit, die in ihrer unantastbaren Hoheit den niederen Haufen seinem Schicksal überläßt, wird übrigens bald merken, daß ihr eigenes Emporsteigen von dem der Masse abhängig ist. Eine Minderheit kann wohl ein wenig über ihr Niveau hinwegkommen, — aber es gibt eine Proportion, die sich nicht außer Berechnung setzen läßt, — gar nicht davon zu reden, daß Barmherzigkeit und Mitleid trotz Nietzsche nicht ohne Schaden aus der Idealwelt des starken vorwärtsstrebenden Menschen ausgeschieden werden könnten. Nichts ist ja übrigens nötiger, als der breiten Masse ihre Ansprüche an persönliches Leben zu bewahren. Die stärksten Individuen haben ja noch Hilfsquellen, um sich retten zu können, — aber das Evangelium von dem unendlichen Wert jeder Menschenseele wird in dieser Zeit schwer bedroht. Gerade die kleinen, die Angelegenheiten vieler Seelen müssen unsre Lebensangelegenheit werden, ebenso wie sie Jesu Christi Herzenssache waren.

* * *

Die Spannung zwischen dem Individuum und der Gesellschaft ist wohl dieses Mal in das Stadium der Synthese hinübergeglitten. Es gilt nun bloß, beider Recht in dieser Synthese in vollem Umfange

zu bewahren. Wie das Lebensgefühl sich in wenigen Jahrzehnten hat verändern können, merkt man z. B. deutlich genug beim Lesen von Strindbergs „Meister Olof". Wir erinnern uns des Schlusses:

Und nun wünsche ich Glück auf die Fahrt
Dem kühnen Segler, – nicht lauschen will er
Ihm, der draußen im Sturm zerschellte. –
Steure gegen den Wind, gradeaus in den Fjord!
Dort auf dein Ziel los, wohin es dich zieht.
Abgelenkt wirst du doch, wie wir alle,
Und nähmst du den Kurs auf einen Stern.
Denn abgelenkt werden ja auch die Sterne.

Hier spricht vielleicht in erster Linie das Gefühl bei dem, der in den großen Versuchungen des Mannesalters unterlag, — aber es liegt darin auch nicht wenig von der reuigen Resignation des Individuums vor der Naturnotwendigkeit der Pflicht gegen die menschliche Gesellschaft.

Bei der jetzt aufwachsenden Generation ist das Grundgefühl ein andres. Für uns wird das Übereinkommen mit der Gesellschaft nicht zu einem beschämenden Kompromiß, sondern zu einer Synthese voller Aufgaben, die wir mit gutem Gewissen lösen können. Die Forderung der völligen Freiheit des Individuums, die der Individualismus stellt, ist für uns nicht eine unbedingte Forderung der Persönlichkeit. Wir wissen ja, daß auch das freieste Individuum Fleisch vom Fleisch und Bein vom Bein der Menschheit ist, und daß man „seinen Vater und seine Mutter ehren soll". Auch das Genie und die Propheten bedürfen der Unterstützung durch ihre Umgebung, und der freiwillige Respekt ist vielleicht im Grunde ein günstigerer psychischer Boden für die schöpferische Tätigkeit als der unbändige Sinn des Aufruhrs. Jedenfalls ist der Aufruhr, der sich gegen die Gesellschaft als solche richtet, unbegreiflich. Daß das Lebensrecht der Gesellschaft ebenso ursprünglich und gleichgegründet ist wie das des Individuums, das steht fest. Wir glauben an Reformation, — nicht an Revolution.

Auf religiösem Gebiete birgt dies, — wo nicht der Kollektivismus sich durchsetzt, — besonders für die lutherische Kirche lichtere Aussichten in sich. Auf katholischem Boden gibt es keinen modus

vivendi zwischen Individuum und Kirche. Einer von beiden muß sein Recht aufgeben. Auf lutherischem Boden ist dagegen ein Übereinkommen nicht nur prinzipiell möglich, sondern in der gegenwärtigen Lage möglicher denn je. In Kürze kann man die Tatsache prinzipiell so ausdrücken: Der Katholizismus will keinen Propheten mit Verantwortlichkeit gegen die Gesellschaft anerkennen, höchstens den, der „des Jahres Hoherpriester ist", den Heiligen Vater. Der Ultraprotestantismus dagegen neigt dazu, jeden mündigen Christen als Propheten anzuerkennen. (Vergl. z. B. A. Sabatier.) Die lutherische Kirche gibt einem prophetischen Amte des Geistes wieder Raum, d. h. sie hat Sinn für fortdauernde Reformation durch prophetische Geister, ermahnt aber auch zur Selbstbesinnung, indem sie hinweist auf die Schwarmgeister aller Zeiten, die, sich selbst zu geringem Ruhm und der Kirche zu kargem Gewinn, den Gedanken des allgemeinen Priestertums mit dem des Prophetenamtes vermischt haben.

* * *

Zwei Grundvoraussetzungen gibt es für ein zufriedenstellendes Übereinkommen zwischen Individuum und Gesellschaft auf lutherischem Kirchengebiet, und die zwei bedingen einander.

Von seiten der Kirche wird verlangt, daß sie vollkommen evangelisch oder vielleicht — selbst das Evangelium werde. Dieses Ziel ist noch nicht erreicht. Weit gründlicher muß die Kirche das aus ihrem Leben ausmerzen, was ihr den Charakter des Evangeliums verdunkelt. Sie soll immer mehr lernen, sich auf den Glauben und die Macht in der Botschaft, die sie verkündigt, zu verlassen. Allen soll offenbar werden, daß das Wort, im Geist und in der Wahrheit verkündigt, ihre Waffe, und daß ihr Streit der ritterliche Kampf des Glaubens ist. Je mehr dieser freie und dennoch züchtigende Geist des Evangeliums alle ihre Lebensformen erfüllt, desto mehr wird sie gerade die freien, starken Individuen, die Führer, die Träger des Volkslebens für sich gewinnen. Für eine solche kirchliche Taktik ist Mut und Vertrauen auf Christus vonnöten. Wir haben noch kaum jemals eine lutherische Volkskirche in evangelischem

Kampf gesehen. Glücklich das Volk, glücklich die Zeit, die solches erleben darf. — Wer wird einer solchen Kirche widerstehen können?
Konnte Kierkegaard mit einigem Rechte sagen, daß es nach Christus kein Christentum gegeben habe, so kann man mit noch größerem Rechte sagen, daß die lutherische Geisteskirche als Volkskirche noch nie existiert habe. Sie hat ihr Zentrum gehabt, aber nicht ihre Peripherie; sie hat, so wie bei Luther, im Worte existiert, aber nicht in einer lebendigen Gemeinde, erbaut und zusammengehalten durch das Wort. Und daher meinen viele wirklich im Ernste, daß wir über die Kirche hinaus gewachsen seien. Ja, wir wachsen immer über die Kirche hinaus, und doch ist uns die Kirche immer voraus. Es wäre gut, wenn wir so weit kämen, daß wir anfangen könnten, ihre endliche Größe zu sehen. Wie weit war die katholische Kirche während der ersten vierhundert Jahre gekommen? So weit, daß der eine oder der andere an ihrer Spitze ihr Wesen zu ahnen begann. Die Kirche hat Geduld. Sie gehört zu den ewigen Mächten. Sie hat auch Geduld mit unsrer Ungeduld und unsrer kindischen Überlegenheit. Patiens quia aeterna. — Erst jetzt hat das Luthertum, allen Anzeichen nach, begonnen, in das eigentliche kirchenbauende Stadium hineinzukommen. Ruhelos ist der lutherische Gedanke von Gebäude zu Gebäude gewandert und hat mit größerer oder geringerer Freude und Erbauung in Häusern gewohnt, die für Gedanken einer andern Lebensauffassung, für Kreisgedanken, für den römischen Gedanken erbaut waren. Glücklich die Zeit, glücklich das Volk, in welchem der lutherische Gedanke seinen eigenen Dom findet.
Von seiten des Individuums wird in diesem Übereinkommen verlangt, daß die „Kritik des reinen Individualismus", die jetzt geübt wird, den Sinn zur freiwilligen Ehrerbietung erziehe. Eine solche Sinnesrichtung kränkt kein Gewissen, — ja, tatsächlich ist es die einzige Sinnesrichtung, die unsrer Lebensentwicklung die würdige Größe verleiht. Und je mehr die Kirche ein Evangelium wird, desto mehr begünstigt sie die Entwicklung zu freiwilliger Ehrerbietung, — je mehr freiwillige Ehrerbietung bei dem Individuum, desto stärker der Anspruch an das Gewissen der Kirche. Sie muß ihre Gewölbe erhöhen und ihre Mauern ausdehnen.

An drei Punkten würde eine lutherische Kirche zu einem besonderen Segen in unserer Zeit werden.

Erstens: Man klagt über die Äußerlichkeit des Lebens, über seine Verarmung an Geist und Sinn. Eine lutherische Geisteskirche ist ein Bollwerk gegen eine solche Zerstörung. Denn gegen einen seelenverarmenden Kollektivismus können die Anstrengungen der Individuen allein nicht genügen. Wenn der Kampf zwischen Mächten geführt wird, muß das Seelentum sich selbst als Macht organisieren. Das brennende Individuum muß die andern in Brand setzen. Gegen seelenlosen Kollektivismus, gegen suggestiv zusammengeredete Massenbewegungen, gegen einen verhärtenden Kastengeist müssen wir eine Gemeinschaft aufrichten, die von flammender Gerechtigkeit und lebendiger Liebe erfüllt ist.

Wie vergeblich der Kampf einzelner Individuen oder Kreise ist, davon werden immer mehr Menschen überzeugt. Der bekannte Schriftsteller Johannes Müller, der Tausenden moderner Kulturmenschen als Seelsorger bekannt ist, hat kürzlich seinen Glauben an die einzigartige Mission der Kirche bekannt, und zwar in Worten, die wie ein Notschrei klingen. „Seit Kriegsausbruch ist mir der Wert und die Bedeutung der Kirche auf religiösem und nationalem Gebiete auf eine neue Art offenbar geworden. Wie weit reichen jetzt die Stimmen der Einzelnen, und seien es noch so viele (wenn es gilt, den Nationen den Sinn des jetzigen Geschehens zu deuten)? Sie ertrinken in der öffentlichen Aufregung. Aber wenn alle Organe der Kirche mit ihren vieltausendfachen Zungen an allen Orten im Lande als Gottes Botschafter das Wort des lebendigen Gottes hinaustragen, das heute wie mit neuem Klange in das Herz der Gemeinden dringt, dann wird es durch unser Volk wie der durchdringende Schall einer Posaune ertönen. — — — Unsre ganze Innenkultur muß aus dem toten Gleise, wo sie festgefahren ist, auf die freie Bahn des Lebens gebracht werden. — — — Die neue Entwicklung auf allen Gebieten bedarf einer allseitigen, aber einheitlich geschlossenen Wirkungsart, die mit ihrer lebendigen Vielseitigkeit auf das Ganze zielt. Gewiß sollen alle, die von der Not der Zeit ergriffen sind, an ihrem Ort und auf ihre Art mitwirken. Aber die einzige

Organisation, die diesem freien Wirken eine feste Geschlossenheit verleihen und durch ihre Organe in die äußersten Winkel des Vaterlandes dringen könnte, das wäre doch die Kirche."

Zweitens. Der moderne Staat rückt dem Individuum immer mehr auf den Leib. Der Staatswille rechnet quantitativ, er berät sich durch die Statistik und hat in seinen Bekanntmachungen kaum Raum für persönliche Nuancen. Für diesen Preis kauft man die Befreiung von der reinen Willkür. Der Staat rückt dem Individuum *unsanft* auf den Leib.

Seine Stimme hat nur einen Ton, den des Kommandos, und die Mittel, mit denen er sich Gehorsam erzwingt, sind nur wenig nuanciert. Je mehr der Staat den Blick für die Schwächsten bekommt, je mehr er das ganze Volk heben will, je mehr er sich die größtmögliche Anzahl lebenstauglicher Staatsbürger erziehen will, desto stärker muß er an vielen Punkten die Freiheit des Einzelnen beschneiden. In dieser Richtung geht die Entwicklung des modernen Staates. Vielleicht liegt darin in erster Linie eine Notwendigkeit, bedingt durch den inneren Wettkampf der Staaten, bei dem ein gesundes und homogenes Volksmaterial das Wesentliche des Einsatzes ist. Aber diese Entwicklung liegt auch in einer Linie mit dem Gedanken der christlichen Barmherzigkeit und der Verantwortung für den Nächsten. Auch hier wird die lutherische Geisteskirche noch bedeutende Aufgaben finden, — denn wer ist wohl, wie sie, berufen, zwischen Staat und Individuum zu vermitteln? Die Selbständigkeit des Individuums ist ja eine ihrer Lebensbedingungen, die Persönlichkeit ihr kostbarstes Kleinod. In keiner Gemeinschaft wird man das Beiseitesetzen des Individuums mit seinen verhängnisvollen Folgen so rasch spüren, wie in der lutherischen Volkskirche. Und andrerseits, — als Volkskirche hat sie ein Interesse für Gemeinschaft, für das Recht des Ganzen. Sie hat Erziehungsmittel von ganz andrer Art als der Staat, sie kann das Individuum auf ganz andre Art von innen erreichen. Durch sie soll der sozial arbeitende Staatswille im Individuum Herr werden und es zu willigem und wirksamem Dienste gewinnen. Das ist in dieser Zeit eine der wichtigsten Aufgaben der Kirche, — in einer Linie mit ihrer inneren Aufgabe.

Drittens. Persönlichkeit und Individuum sind bis jetzt in unsrer Darstellung fast synonyme Begriffe gewesen, aber es würde sehr irreführen, wollte man das Verhältnis zwischen Gemeinschaft und Individuum dazu hinaufschrauben. Leider sind ja unter den vielen Individuen nur wenige Persönlichkeiten. Mit dem Augenmerk hierauf muß man sich hüten, alle rufende Freiheitsnot ernst zu nehmen. Bald die eine, bald die andre Partei hält es für vorteilhaft, die Selbstherrlichkeit mit einer Toga zu umhüllen oder Persönlichkeitsnöte in großem Stile zu fabrizieren, wo das angebracht ist. — Der Mensch wird nicht als Persönlichkeit geboren, sondern zur Persönlichkeit; und ein höchst notwendiges Stadium auf dem Wege dahin ist das der Autorität. Daß die Kirche als Autorität lange Zeit so wenig angesehen und so übel beleumundet war, kann auf mancherlei Ursachen zurückgeführt werden, aber auch z. T. darauf, daß die Kirche darin versagt hat, sich von Herzen über die wachsende Mündigkeit des Individuums mitfreuen zu können. Eine solche Freude sollte in einer lutherischen Kirche daheim sein. Es sollte nicht möglich sein, bei einer lutherischen Kirche daran zu zweifeln, daß sie durch ihre Lehren und Satzungen einen freien und selbständigen Persönlichkeitstyp erziehen will. Je mehr die Kirche dieses Vertrauen erhält und verdient, je mehr wird ihre Hilfe und Leitung wahrlich nicht beargwöhnt, sondern dankbar entgegengenommen werden; denn ihre Lebenserfahrung ist reich, und ihre Hilfe so tief und universell, daß kein Mensch sie entbehren kann.

Was die Erziehung der erstarkenden Persönlichkeiten anbelangt, so muß die Kirche sich nach neuen, dieser Zeit angepaßten Mitteln umsehen. Im Vordergrunde steht natürlich der Gottesdienst, — aber darum spinnt sich ein wachsendes Netzwerk von Neuschöpfungen: Jugendvereine, Sonntagsschulen, Versammlungsabende, Kurse verschiedener Art usw. Die meisten dieser Neuschöpfungen sind assoziativer Art, — ganz natürlich, da viele von ihnen von den freien religiösen Vereinigungen entlehnt sind. Und darüber läßt sich nichts als Gutes sagen, solange sie den weiten universellen Vereinigungsgedanken der Kirche hochhalten, den Gedanken: Das Evangelium mitten im Dorfe, mitten in der Stadt allen zugänglich, die Men-

schen an sich heranziehend in immer weiter sich ziehenden Kreisen, je nachdem es Raum in ihren Herzen gefunden hat, — nicht ängstlich beschirmt von einem kleinen Kreis von Gläubigen, sondern allen offenbar, aller Eigentum wie Gottes Himmel, der sich über Bösen und Guten wölbt.

Aber mehr als die Assoziation liegt die Korporation dem eigenen Gedanken der Kirche näher. Sie hat mehr persönliches Zusammenleben als die Vereinigung, aber im Gegensatz zur Assoziation baut sie auf etwas Objektives: auf die Arbeitsgemeinschaft. Zwischen der Kirche und dem Individuum bedarf man eines Erziehungssubjektes. In der Hinsicht war das Mittelalter reicher als unsre Zeit. Es hatte in seinem Zunftwesen eine Organisation für gegenseitige Hilfe und Erziehung, und alles dieses im Schutze und in der Heiligung des kirchlichen Lebens. Das Individuum stand nicht allein, es gehörte in einen fühlbaren Zusammenhang, der Ansprüche an es stellte und gegen welchen es Verantwortung fühlte. Das Zunftwesen ging schließlich in der Revolution unter, die die Maschinentechnik brachte. Das Individuum wurde auf eigene Füße gestellt, — einem profithungrigen Kapitalismus jämmerlich preisgegeben. Allerdings bildete sich allmählich eine Solidarität in Vereinen mit gleichen äußeren Interessen, — aber ein Verlust, und wohl der größere, ist dadurch nicht wettgemacht. Die moralische Solidarität, der innere Halt des Individuums in einem strengen erziehlichen Zusammenschluß, eine Ordnung, in der seine ganze Persönlichkeit sich festigen könnte, — die muß noch errichtet werden. Hier hat die Kirche eine Aufgabe. Die ganzen Interessenvereine sollten ethisch vertieft werden und eine universellere Aufgabe erhalten. Vieles läßt darauf schließen, daß eine solche Entwicklung nicht nur eine Utopie ist. Vor allem muß hier die Frage gelöst werden, was gegen die zunehmende Verwilderung der Jugend zu machen ist.

Die lutherische Volkskirche ist ein synthetischer Lebenstyp. In dem volkskirchlichen Menschen sollten die Ansprüche des Individuums und der Gemeinde mit gleicher Stärke brennen. Diese beiden Leben zu einem zu verschmelzen, das gehört zu seinem Lebensmartyrium.

Denn der Weg des kirchlichen Menschen ist wahrlich ein schmaler Weg. Keine Formel kann die hier entstehenden Konflikte lösen. Sie müssen von Fall zu Fall durchlitten werden. Nun ist es so, daß eine These (z. B. die katholische Kirche) leichter leidenschaftlich ausgelebt werden kann; vielleicht noch leichter eine Antithese (z. B. der Ultraprotestantismus).

Einseitigkeiten spannen die Kräfte einheitlicher und rücksichtsloser an. Das ist ein Grund der Erklärung für das faule Luthertum. Aber fehlt die Leidenschaft in einer Synthese, so wird sie nur zu einem verächtlichen Kompromiß. Sie hat nicht die Kraft, sich als These zur Entwicklung auf einem höheren Plan aufzuschwingen, sondern zerfällt immer wieder aufs neue in ihre eigene These und Antithese. — Etwas, was die Kirchengeschichte des Protestantismus reichlich bezeugt. Bald hat die lutherische Kirche individualisierenden, bald katholisierenden Tendenzen nachgegeben.

Die Zeit erfordert Leidenschaftlichkeit in dem lutherischen Kirchentyp, — Leidenschaftlichkeit bei den lutherischen Kirchenchristen, — die seltene Leidenschaftlichkeit der Synthese.

Ebenso treu wie der gotische Turm den Himmel stürmt, ebenso treu soll die Kirche Gottes Reich stürmen. Das ist ihr Verlangen und Sehnen nach dem Übermenschen.

Das Himmelreich will erstürmt werden. Das Himmelreich öffnet seine Tore nur einer Kirche, die Sturm läuft. Es war in einer großen Zeit, vor gewaltigen Aussichten, erfüllt von dem Jubel der Verheißungen, als Jesus die Worte ausrief: Das Himmelreich leidet Gewalt, und die Gewalt tun, reißen es an sich.

Die Domkirche

(Rede bei der Jahresfeier des christlichen Studenten-Verbandes in Upsala 1911)

Auf dem Berge der Gesichte und der Weissagungen, auf aller Propheten Berg sollten die Erinnerungstage gefeiert werden. Ach, wie bitter ist es, daß die Zeit der Propheten selbst nur eine Erinnerung ist! Doch besteigen wir heute den Berg der Propheten mit unserm Dank und mit unsrer Sehnsucht. Wer dankt und sich sehnt, geht nie mit leeren Händen wieder herab.

Was hat unser Dank angefangen, zu sehen, was will unsre Sehnsucht sehen?

Für mich sammelt sich in dieser Stunde alles zu einem einzigen Bilde: der großen Domkirche, wo der Geist des Luthertums wohnt.

Die Domkirche ist die Heimat der Gelübde — nicht bloß der Erinnerungen —, sie umschließt ein allzu großes Sehnen, um jemals etwas Verflossenes sein zu können. Bleibe einmal am Abend still davor stehen, sammle dich und lausche! Die Steine beginnen zu murmeln, — das Murmeln formt sich zu Worten, die Worte finden sich zusammen. Du verstehst allmählich, daß das wortlose Gebet starker Seelen hier Ausdruck gefunden hat. Die schlanken Türme, die schwarz gegen den Nachthimmel aufragen, — sie werden zu zwei gewaltigen Armen, die Gott ihre Kreuze entgegenstrecken. — Höre uns um Jesu willen! — Du gehst durch die Portale — über dir falten die Gewölbe ihre Hände —, du gehst unter ewigen Gebeten — hier strebt alles über sich selbst hinaus, hier stürmt alles den Himmel, beständig, treu. — Die Ewigkeit ist in den Menschen hineingelegt, — wußtest du das nicht vorher, hier weißt du es.

Es war nicht eines Mannes Hand, die einen Stein auf den andern legte, bis alles fertig war, — es war mehr als eine Generation, die der andern auf den Mauern die Hand reichte. Die Domkirche ist die Tat eines Volkes, — der Zeuge von dem Sehnen eines Volkes, — denn ein Volk kann sich sehnen. Nicht alle gingen willig ans Werk, — es war sicherlich mehr als einer, der, wie die bösen Geister an den Kapitälen, mit verzerrten Gesichtszügen diente. Nicht alle waren gleich stark in ihrer Sehnsucht, — nicht alle gleich ergriffen von dem Wunsche, ihr Gestalt zu geben; aber es war dennoch etwas in ihnen, das nicht wagte, nein zu der Arbeit zu sagen. —

Freue dich darüber, daß Menschenhände zu allen Zeiten willig, ja, gezwungen gewesen sind, Tempel zu bauen, — sei voll Wunderns und Dankens. Er, der ihnen gebot, Tempel zu bauen, wird sie gewißlich nicht leer stehen lassen. —

Wäre die Domkirche eine Lüge, — was wäre dann Wahrheit in einem Volk, was wäre dann Echtheit? Schalte sie aus dem Leben eines christlichen Volkes aus, — könntest du dort weiterleben, könntest du an jemand, an etwas glauben? Wagtest du, deine Hand in deinem Gewerbe zu erheben? Als Heide in einem christlichen Lande leben, das geht; als Heide in einem heidnischen Land leben, das geht, — aber in einem Lande leben, wo es auch kein Heidentum gibt! Hat je ein frommer Mensch versucht, in einem gottlosen Geschlechte gottlos zu sein, — nein, und er würde vergehen im gleichen Augenblick, wo er es versuchte. Fürbitten folgen jedem Menschen, Worte aus Gottes Munde erreichen ihn, unsichtbare Arme tragen ihn, jemand glaubt an ihn, und er ist irgend jemandem blutsverwandt, der in der Domkirche daheim ist. Aber stelle dir alle Tempel zerstört vor, alle Kirchentürme in Trümmern, denke dir alles das ausgelöscht, was mit der Domkirche zu tun hat! — Alle Hoffnung, allen Mut, allen Glauben, alle Arbeit, alle Liebe, alle Demut, alle Sehnsucht, alle Unruhe, alles Fragen, alle selige Scham, die dort geboren wird und lebt, — hast du bisher noch nie gebebt, — jetzt wirst du erbeben.

* * *

„Die Götter, die nicht Himmel und Erde gemacht haben, die sollen ausgerottet werden von der Erde und nicht mehr unter dem Himmel gefunden werden," — diese Worte des Propheten Jeremia haben Domkirchenklang. Es gilt, Ernst zu machen mit dem Glauben an Gott, als dem lebendigen Gott der Geschichte und der Völker, — wir fangen wieder an, die Domkirchen zu verstehen und sie tiefer zu verstehen, als unsre katholischen Väter. Vor hundert Jahren wurde die nationale Idee geboren, — die Persönlichkeit des Volkes erwachte zu bewußtem Leben, — vielleicht soll unser Jahrhundert seine Taufe erleben dürfen. Die Völker — Gottes Volk — man flüstert es in dem einen Volke, es antwortet in einem zweiten, einem dritten. Wunderliche Zeit, in der Gott wieder groß wird, — wo Gott der allmächtige Schöpfergott des ersten Artikels wird. Man hat Gott verhöhnt, — vielleicht war es nicht Gott, den man verhöhnte, — vielleicht war es nur ein falsches oder verzerrtes Bild von ihm. Die Menschen haben sich seinetwegen gestritten, Gründe für und Gründe gegen ihn vorgebracht. Ach, der Gott, um den man sich streitet, — er mag fallen, — er ist nicht der Propheten, Jesu und der Domkirchen Gott. Ist es nicht fast ebenso gottlos, wenn man versucht, Gottes Dasein zu beweisen wie es zu leugnen, — gutgemeinte Gottlosigkeit? Derjenige, der im hellen Sonnenlicht steht, bestreitet das Vorhandensein der Sonne nicht. Wenn Gott für die Christen wieder wird, was Er ist, dann wird Er anfangen, in der Welt so zu leben, daß die Fragen sterben. — Gott ist zu klein gewesen, — Er wird es leicht in einer Zeit, in der die Domkirchen unverstanden dastehen. Alle verkehrte Einschätzung der Wirklichkeit rächt sich, — nicht am wenigsten eine unrichtige Einschätzung Gottes. Erkenne Ihn als das, was Er ist, so wird Er für dich werden, was Er ist. Christ sein heißt immer, mit einem irrationellen Faktor rechnen, der beliebig groß werden kann, und mit diesem Faktor nicht nur in der Welt der Gefühle und der Phantasie rechnen, sondern auch in der der Wirklichkeit.
Wir fangen wieder an, die alten Domkirchen zu verstehen, — aber tiefer als unsre katholischen Väter. Die zwei Türme erheben sich über der ganzen Stadt mit ihrer Fülle von Bauten um sich herum.

Sie wollen alles beherrschen, und sie haben ein Recht dazu. Sie tragen das Zeichen der Macht in ihren Händen, — und ihre Macht ist die des Kreuzes, des Gekreuzigten.
Die Kirche soll herrschen, und wehe ihr, wenn sie nicht herrscht, — aber sie soll nicht regieren mit dem Schwerte, nicht mit List und Ränken, auch nicht mit Worten, sondern mit — dem Worte, mit Wort und Geist. Wir sehnen uns danach, mündig zu werden. Wer will über uns herrschen, ohne uns zu kränken? Wer will über uns herrschen, so daß wir selbst Herrscher werden? Die Domkirche kann es, wenn sie ihrem Ruf treu bleibt. Ach, könnte man ein Stein in dem großen Gebäude sein, dürfte man leben, um zu dienen, leben, um teilhaben zu können an dem großen Gedanken, dem tiefen Sinn, dem großen Zusammenhang, der aus dem Chaos Schöpfung macht. Wenn der Geist der Domkirche auf einem Lande ruht, — da nimmt man Christi Nähe überall wahr, — alle Arbeit wird unter Seinen Augen vollbracht. Der Mann der Wissenschaft denkt, der Künstler schafft in Seinem Geist. Das bedeutet nicht, daß der Naturwissenschaftler theologisiert, daß der Künstler Kirchenbilder malt, daß der Dichter göttliche Weisen singt, — es bedeutet, daß alle Selbstsucht und persönliche Unwahrheit aus der Arbeit verschwinden, daß Treue, Wahrhaftigkeit und Demut im Menschen erwacht sind. Es bedeutet ganz einfach, daß jeder in seinem Beruf treu ist, unterstützt von der Kirche, der ersten Arbeiterin in Gottes Reich. Dann mag das Resultat werden, was es will, — es wird auf jeden Fall das, was es werden soll. Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit, — aber nicht Freiheit des Fleisches, sondern des Geistes.
Wir fangen an, die Domkirche — die geistliche Heimat des Volkes — zu verstehen.
— — Immer mehr Bande verbinden uns, immer stärker strömt das geistliche Leben von einem zum andern. Tausend Wege führen von uns zum Nachbarn. Wir treffen uns häufiger, die Abstände werden immer geringer: die Abstände zwischen den Häusern in der Stadt, zwischen den Provinzen im Lande.
Wir werden zum Zusammenleben gezwungen, — aber finden wir uns in das Gemeinschaftsleben? Überall stoßen wir aufeinander,

reiben wir uns aneinander, ermüden wir uns gegenseitig. Und wie sehr sind wir voneinander abhängig! Ist die Bezeichnung des Volkes als eines Organismus jemals so wahr gewesen wie jetzt? Ebenso, wie es früher einem Gliede der Familie schwer war, nicht im Geiste der Familie zu leben, — so ist es auch heute schwer für ein Glied des Volkes, nicht im Geiste des Volkes zu leben. Verstehen wir nicht, was die Domkirche in solch einer Zeit sagen will? — Du mußt es wagen, an Gott als den Gott des Volkes zu glauben, und an das Volk als an Gottes Volk. Um der Seelen willen mußt du es wagen, wenn dir auch noch jetzt die Volksseele gleichgültig ist. Hier wird schließlich der Glaube das Unerhörte: das Volk — Gottes Volk. Der Glaube hat die Wahl: entweder er wird das Unerhörte, oder er gibt immer mehr nach. Ohne Erbarmen wird man vor das große Entweder-Oder des Lebens gestellt; dürfen wir es wagen, auf Glauben zu leben — kühn und durchgreifend —, oder dürfen wir es nicht? Wunderliche Zeit, wo der Glaube groß werden muß, wo wir uns mit erschreckender Deutlichkeit vor die Wahl gestellt sehen. Wunderliche Zeit, wo der Glaube es nicht mehr erträgt, maßvoll zu sein, wo er aufjubelt, weil er sich ungehemmt zeigen darf. Da sieht man, daß wieder Ordnung und Sinn in die Gegenwart kommt, daß sie wieder zu einem Feste wird, — sie hat immer Sinn, wenn sie Respekt vor der Wirklichkeit hat.

Das Volk — Gottes Volk —, das ist der Weg zur inneren Gemeinschaft, — zu der Gemeinschaft, die nicht gemein macht, die die Seele nicht in Einsamkeit zurückläßt. Erfülle alle diese tausend Kanäle des Gemeinschaftslebens mit Geist, — das würde für uns heißen: Daheimsein bei den andern, — nicht Mauer an Mauer, nicht Ankettung auf derselben Galeerenbank. Formen gibt es in großer Mannigfaltigkeit, — aber Geist? Die alte Domkirche ist erbaut zur Gemeinschaft der Geister, — sie selbst ist eine Gemeinschaft der Steine, — sie sind aus dem Felsen, aus dem natürlichen Nebeneinander, herausgesprengt und in ein Gebäude, eine Schöpfung hineinversetzt.

* * *

Und als Er aus dem Tempel ging, sagte einer von Seinen Jüngern zu Ihm: „Meister, siehe, welche Steine und welch ein Bau ist das!" Und Jesus antwortete und sprach zu ihm: „Siehest du dieses Gebäude? Es wird kein Stein auf dem andern bleiben, der nicht zerbrochen werde!" — Gelten diese Worte nicht auch der Domkirche? Ja, wenn sie die Seelen verkrüppeln läßt, wenn ihre Gewölbe sich in Selbstüberhebung aufrichten, in der Meinung, sie seien der Himmel selbst, wenn sie herrscht, ohne durch Wort und Geist zu herrschen. Gott sandte einmal einen Tempelzerstörer, — sein Name war Martin Luther. — „Unsre Seele ist ein zu hohes und edles Wesen, als daß ein Mensch ihr gebieten oder raten dürfte," das ist ein Wort von Olaus Petri, ein Wort in Luthers Geist. — Aber vor unserm geistigen Auge zeigt sich abermals eine Domkirche — die Geisteskirche des Luthertums —, ebenso mächtig in Türmen und Gewölben wie die alte, ebenso herrschsüchtig wie die alte, — aber sie herrscht auf dem Verlangen befreiter Gewissen, — und für die Domkirche gilt nicht Jesu Wort von dem Tempel in Jerusalem, — für die Domkirche gilt ein anderes Jesuswort: „Die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen."

Wenn ihre gewaltigen Glocken zu schwingen anfangen, dann antwortet ein wunderbarer, seit lange stummer Klang, — der Klang der Domkirche in der Volksseele.

Lutherscher Eifer

Dem Teufel ich gefangen lag,
Im Tod war ich verloren,
Mein' Sünd' mich quälte Nacht und Tag,
Darin ich war geboren.
Ich fiel auch immer tiefer drein,
Es war kein Gut's am Leben mein,
Die Sünd' hatt' mich besessen.

Mein' guten Werk', die galten nicht,
Es war mit ihn'n verdorben,
Der frei' Will' haßte Gott's Gericht,
Zum Guten ganz erstorben.
Die Angst mich zu verzweifeln trieb,
Daß nichts denn Sterben bei mir blieb,
Zur Hölle mußt' ich sinken.

Diese Worte führen uns mitten in Luthers Welt hinein. Wollen wir lutherschen Eifer und lutherische Freudigkeit verstehen, so muß der Weg durch Luthers Welt in unsre eigene führen.

In Luthers Welt herrscht fortwährender Kriegszustand. Das Leben bebt jeden Augenblick in der Spannung, die ein ständiges Warten auf einen neuen Anfall erzeugt.

Die unendlich friedlichen Ruhestunden in Gottes Gnade haben nur Augenblicksdauer im Vergleich mit den Stunden des Kampfes. Die Tage wechseln unter der Unruhe des Streites, dem Triumph des Sieges oder der Schmach der Niederlage. Stets Wachsamkeit auf allen Vorposten, stets neue Pläne für neue Kämpfe, stets Kriegsbereitschaft. Sonst ist die Niederlage da. Und der Streit geht nicht nur mich an, obwohl es auch für mich Leben, Seele und Seligkeit gilt. Die ganze Welt steht in Glut. Alle Großmächte des Geistes

stehen gewappnet widereinander. Hier kämpfen Erde und Himmel, Engel und Dämonen, Gott und Teufel. Das ganze Dasein spaltet sich, reißt auseinander, und es spaltet sich auch in mir selbst; mein eigenes Fleisch streitet gegen meine Seele. Es ist nicht möglich, zu entkommen. Jede neutrale, kleine Seele wird eine Beute des schwarzen Feindes, der umhergeht wie ein brüllender Löwe und suchet, welchen er verschlinge. Das Böse ist nicht passive Trägheit, Zurückgebliebenheit, Widerspenstigkeit der Natur oder Ähnliches. Was hier Luthers Welt von unsrer scheidet, das ist die Gewißheit von der Aktivität des Bösen, die er täglich und stündlich erlebt, — die Aktivität des Bösen, am stärksten ausgedrückt in seiner Persönlichkeit. Das Böse ist in beständig erobernder Wirksamkeit, — mit List oder brutaler Kraft, offen oder in Verkleidung. Jeder Zoll Boden, den mein Glaube erobert, ist vom Feinde erbeutet; damit habe ich ihm Abbruch getan. Zuweilen verdichtet sich der Streit zu gewaltigen Zusammenstößen, zuweilen dehnt er sich zu stillem und erbittertem Ringen aus, wo keiner weicht, keiner gewinnt, — aber wo die äußerste Aufmerksamkeit not tut, damit nichts verloren gehe. Es kann ein langer Zweikampf werden, wenn ich mit dem Teufel kämpfe, der gerade gegen mich ausgesandt ist. Luther fühlt sich oft wie einer der Alleinstreiter in den alten Wikingerkämpfen. Der Feind hat seinen besten Kämpen erwählt; von Gottes Reich hat Luther den Auftrag erhalten, ihm zu begegnen, und er weiß, wie bedeutungsvoll dieser Zweikampf für die ganze Stellung sein wird. Luther kennt die böse Macht, so wie einer, der lange mit demselben Widersacher gekämpft hat, dessen Schwächen und Eigenheiten erkennt. Die böse Macht ist immer da, — zieht sie sich einmal einen Augenblick zurück, so spürt er fast physische Erleichterung. Wie wechseln Sinnen und Trachten in diesem Zweikampfe: Verzweiflung und zuversichtlicher Glaube; erzwungene Standhaftigkeit und der spielende Übermut des Glaubens; dumpfe Angst und befreiender Triumph! Er kann darüber klagen, daß er in den Wochen der Anfechtung kaum habe beten können; aber dann kann er auch frisch und munter sagen: „Lieber Teufel, setze die Brille auf die Nase und sieh genugsam nach, oder laß es stehen, wie es da steht.“ Wie kann

er triumphieren, wenn Gottes gewaltige Sicherheit ihn umgibt: „Höre, du Tod, Teufel, Papst, Kaiser und Welt! Du machst dich wahrlich groß; bleckst deine langen, scharfen Zähne und sperrest dein Maul weit auf; ich bin nur ein armer, kleiner Wurm vor dir, — aber was sagst du von Ihm, der da spricht: ‚Das bin Ich, und Ich habe die Welt überwunden,‘ — und der solches zu mir sagt und mir gelobt, daß ich mich könne tröstlich darauf verlassen.“ Ja, der Jubel kann sich sogar zu fröhlich spielendem Übermute steigern, wenn er darin schwelgt, den Teufel recht gründlich gedemütigt zu sehen, diesen Teufel, der sein Leben so mit Angst erfüllt hat. „Wer Sein Wort im Herzen trägt, wird so keck und unerschrocken, daß er die Welt und des Teufels Zorn und Lärmen verachten und ihnen trotzen kann. Welches auch die heiligen Märtyrer gezeigt haben, ja, auch junge Weiber, wie St. Agatha und Agnes, die fröhlich zu ihrer Marter gingen, als gingen sie zu Tanze, und noch dazu ihre erzürnten Tyrannen verspotteten. Ist es nicht verdrießlich von einer Jungfrau, daß sie des Teufels Zorn, Schwert und Tod so gänzlich verachtet und für nichts hält, daß sie meine, es sei nicht anders, als gehe sie zu Tanze? Lieber, woher nimmet sie solchen Trotz? Das liebe Christuswort gibt ihn ihr. Wo das ins Herze eingeht, schafft es gerade solchen Mut wie bei diesen heiligen Jungfräulein. Das muß den Teufel über alle Maßen verdrießen und schmerzen wie eine Brandwunde, daß sein grimmer Drachen- und Löwenzorn, der die ganze Welt verschlingen wollte, also verlacht und verspottet wird.“

Luthers Welt ist in einem beständigen Kriegszustand. Die geistigen Mächte der Welt sind immer gewaltig auf dem Plane. Dieser Kampf, der mit Gottes Sieg enden muß, erfüllt den Sinn des Lebens. Diese Auffassung von der Welt ist die erste Bedingung für Luthers Eifer. Wer in der Welt mitten im Sturm steht, darf nicht ruhig sein. Unsre Welt ist in diesen letzten Zeiten keine Welt im Sturme gewesen, und kaum ist unser Herz in dem Weltenringen zwischen Gut und Böse erzittert. Gutes zu tun, ist für uns nicht das notwendigste, Böses zu tun nicht das furchtbarste gewesen. Wir haben nicht hinter jeder Versuchung die ganze zusammenhängende Macht des Bösen geahnt, wir haben nicht in jeder dargebotenen

Gelegenheit eine Eroberung für das Gute gesehen. Luthers Welt ist nicht unsere Welt gewesen, daher ist Luthers Eifer bei seinen Erben so oft in innere Trägheit umgeschlagen.

* * *

Luthers Gott ist die siegende Weltmacht, offenbart in Christus als heilige Liebe. Er — Luthers Gott — ist wahrlich nicht ein Gott des Idylls. Er muß eine Welt im Sturme bezwingen, muß den gewaltigen Anlauf der Welt und der Hölle ertragen, muß der Geschichte in ihren mächtigen Geburtswehen beistehen. Und der Christus, der einen solchen Gott offenbaren soll, — der war wahrlich kein Christus des Idylls.

Des Herren Rechte, die behält
Den Sieg und ist erhöhet.
Des Herren Rechte mächtig fällt,
Was ihr entgegenstehet.
Tod, Teufel, Höll' und alle Feind'
Durch Christi Sieg gedämpfet seind,
Ihr Zorn ist kraftlos worden.

Wer hat wohl mächtiger als Luther Gottes väterliche Majestät verkündigt? Vielleicht gibt es Männer, die lieblicher von Seiner Vatergüte und düsterer von Seiner Majestät gepredigt haben. Bei Luther wird der Gott, den wir fürchten, und der Gott, den wir lieben sollen, als ein und derselbe verkündigt, so daß wir allen Glauben und alles Vertrauen in Ihn setzen können. Er ist so mächtig, daß es sich lohnt, in dieser gefährlichen Welt auf Ihn zu bauen; Er ist so gnädig, daß wir es wagen dürfen. Luther hatte vor Gott gebebt, daher konnte er sich Gottes trösten. Wer nie auf dem Berge Sinai war, soll sich davor hüten, Tabor zu besteigen. Das wird eine Todeswanderung. Der Weg ist der Todesweg der wohlwollenden Humanität gewesen, der breite Weg für die ganze Menge der vortrefflichen und selbstzufriedenen Christen, der anständigen Menschen. Unser Gott ist nicht Luthers Gott gewesen, darum haben wir so wenig von Luthers Eifer.

* * *

Luthers Glaube ist das felsenfeste Vertrauen auf die in Christus geoffenbarte siegende Weltmacht.

Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen,
Er hilft uns frei aus aller Not,
Die uns jetzt hat betroffen.
Der alt' böse Feind,
Mit Ernst er's jetzt meint.
Groß' Macht und viel List
Sein' grausam' Rüstung ist;
Auf Erd'n ist nicht seinsgleichen.

Es war in einem der schwersten und düstersten Jahre der Reformation, als die Pest mit schleichendem Gang von Haus zu Haus in Wittenberg zog, als Luther sich und die Seinen mit diesem Bekenntnis stärkte. In Luthers Welt gibt es nichts, was einen Menschen mehr hält als der Glaube. Durch den Glauben verkette ich das kleine Boot meines Lebens ganz fest in Gottes Ankergrund. Von ihm losgerissen, werde ich hinausgeschleudert in das Meer der Angst, wo ich ohne Hilfe vergehe. Außerhalb des Glaubens ist eitel Unruhe, Anfechtung, Not und Beschwerde. Im Glauben ist eitel Sicherheit, Stärke, Freimut, Schutz. Da leuchtet Gottes Vaterlächeln über den dunklen Tiefen, — ich blicke hinab mit der Dankbarkeit und bebenden Freude des Geretteten. Der Glaube macht selig. Der Glaube an die Vergebung der Sünden macht selig. Denn das ist die Sünde, die mich immer unruhig macht, die Sünde, daß ich Gottes Welt in dem großen, schauerlichen Kampfe abtrünnig geworden bin; die Sünde, daß ich auf meinem Posten eingeschlafen bin; die Sünde, daß ich mich habe locken und verführen lassen; vor allem die Sünde, daß ich nicht geglaubt habe; denn hätte ich nur geglaubt, so wäre ja dieses nicht geschehen. Wo Vergebung der Sünden ist, da ist auch Leben und Seligkeit.

Der Glaube ist bei Luther eine innere Aktivität — ein Werk. Im „Sermon von den guten Werken" sagt er: „Ja, sie haben den Glauben nicht ein Werk bleiben lassen, sie haben daraus gemachet einen Habitus (einen Zustand, eine Eigenschaft), wie sie sagen; wo doch die Schrift keinem andern, denn dem Glauben allein den Namen

eines göttlichen, guten Werkes gegeben hat." Der Glaube ist ein Werk, kein Zustand. Er ist der auf Gott gerichtete Eifer des Herzens. In dieser Welt, mit diesem Gott muß der Glaube der glühende Eifer des Herzens werden, Gott in Christus festzuhalten. Ohne Glauben müssen wir vergehen. Je eifriger das Herz Gott festhält, desto lebendiger wird Gott für die Seele, desto mächtiger wird die Seele in Gott. Er füllt sie mit Seiner seligen Gegenwart und macht den Menschen zu einem „Ritter und Helden", der alles besiegt und überwindet. Aller Glaube ist junger Glaube, alter Glaube ist kein Glaube. Der Glaube ist das ewig frische Werk, der jeden Morgen neue Eifer des Herzens, das Werk, auf dem ewiger Morgentau liegt. — Luthers Glaube ist nicht unser Glaube. — Wie wenig eifrig ist unser Glaube! Wie wenig jung in seinem Eifer! Wie sicher fühlen wir uns, weil wir glauben, Gott zu besitzen, wo wir nicht sicher sogar ohne Ihn sind.

* * *

Luthers Liebe ist unzertrennlich von seinem Glauben. Er kann nicht von der Liebe an sich sprechen. Bei ihm haben wir keine Lehre von Liebeswerken, keine Kasuistik. Wo der Glaube vorhanden ist, weiß er ja so gut, was er zu tun hat; und wo er nicht da ist, nützen keine Werke, und sei ihr Aussehen noch so bestechend. Luthers ganzes Leben ist durch und durch religiös, so daß man nicht neben seinem Glauben noch eine Lehre von den Werken daraus entnehmen kann. „Wenn der Herr selbst," so sagt er, „uns vor Augen ist und auf uns schaut, so gehet alles, wie Er es will. — Also ist auch hier das vornehmste im christlichen Wesen und in allem guten Werk, daß man immer des Herrn Wort vor Augen habe und sehe auf Seinen Mund, auf daß wir nicht bloß Liebe und ein gutes Herz zu Ihm gewinnen, sondern auch allezeit verneuert werden, tapfer und eifrig alles zu tun, was Gott gefällt, und viel leiden, was wir sonst nicht tun und leiden würden." Luther spricht hier so anschaulich, daß wir beinahe seinen Lebenswandel vor uns sehen. Wenn Luther in seiner Welt einhergeht und seine Liebeswerke vollbringt, so scheint es, als ob er die, denen er dient und hilft, nicht sähe. Er sieht auf Gott, und

die rechte Hand weiß nicht, was die linke tut. Er liest in Gottes Wort und Angesicht Seinen Willen und geht einher unter den Brüdern mit emporgewandtem Angesicht und zum Helfen ausgestreckten Händen. Wie anders unsre Humanität! Wir sehen auf den Nächsten, wenn wir ihm helfen, nicht auf Gott; aber daher wird auch unsre Hilfe allzu menschlich, ohne göttlichen Überfluß und göttliche, heilsame Zucht. Hier liegt bei Luther sowohl eine Stärke, als auch eine Schwäche. Leider wurde diese Haltung bei dem Luthertum allzuoft nur eine Schwäche. Nimm den Glauben fort, verdunkele Gottes Antlitz, — nichts bleibt zurück, die Inspiration der Liebe ist verschwunden und nicht einmal die äußere Handlung zurückgeblieben. Da ist kein Charakter, keine Gewohnheit, keine organisierte Lebensführung, auf die man zurückgreifen könnte. In den toten oder ruhenden oder schwachen Glauben kommt die innere Trägheit. Das Elendeste alles Elenden, wo große, innerliche Redensarten die ganze Jämmerlichkeit der Lauheit, der Gutmütigkeit und des Nichtssagenden verdecken müssen. Luther trägt nicht die Hauptschuld daran. Er weiß es wohl, daß nur wenige die Höhe dieses Glaubens erklimmen können, und daß der Weg dahin lang ist. Wer seine Freiheit mißbraucht, „den muß man," sagt er, „durch das Gesetz antreiben und ihn durch Zucht und Vermahnungen bewahren," wenn sie nicht sogar noch strengerer Züchtigungen bedürfen. Wir fordern eine Erziehung zum Glauben und Salz im Glauben, wovon das Luthertum zu wenig besitzt.

* * *

Vor einigen Jahrzehnten lebte hier oben im Norden ein einsamer Mann. Er ist der Mann für die vielen Einsamen geworden. Durch sie wird er leben, leben mit immer stärker werdendem Leben; stärker für das nächste Geschlecht als für unseres leben. Wir brauchen ihn. Wir brauchen Sören Kierkegaard. Keiner hat so wie er die lutherische Trägheit gegeißelt. Es war die Leidenschaft seines Lebens, die schläfrige Kirche zu beunruhigen. Er ist Gottes Geißel für das Luthertum geworden.

Kann man auch nicht seinen Weg bis zu Ende mitgehen, so hat ihm

Gott doch eine wunderliche Gabe gegeben, zu sehen, wo er zum Tode und wo er zum Leben verwunden müsse.

Kierkegaards Welt ist wie Luthers eine Welt des Kampfes. Er spricht von diesem Kampfe nicht so wie Luther, nicht so metaphysisch — mehr psychologisch; sicherlich auch mehr ethisch. Der Kampf der Weltmächte ist in das Menschenherz hinein verlegt, aber da ist auch eine Glut wie in einem Schmelzofen. „Es soll Himmel und Hölle gelten und Ihm nachfolgen um erlöst zu werden; das ist Ernst."

Kierkegaard meint, daß Luther, wenn er alle Anfechtungen vom Teufel kommen läßt, sie nur in ein zufälliges Verhältnis zum Menschen setzt und also nicht den Pessimismus, der in der christlichen Auffassung von der menschlichen Natur liegt, in seiner vollen Tiefe erfaßt. Seitdem hat der Protestantismus den Teufel abgeschafft, ohne das Sündenbewußtsein persönlich zu vertiefen, und zwar mit dem Resultat, daß das Christentum „ganz und gar süßes Sirupsgeschlecker" geworden ist. Dieser Optimismus Luthers hängt auch wohl mit dem Umstande zusammen, daß er kein Märtyrer wurde, was ja Kierkegaard, je länger, je schwerer verzeihen kann.

Der Kampf gilt der Persönlichkeit. Der Geist soll sich zur Selbständigkeit und Herrschaft über Körper und Geist freimachen. Auch hier gibt es eine Hölle: die Möglichkeit des Sichverlierens. Auch hier gibt es eine widerspenstige und dem Geiste feindliche Welt, das eigene Fleisch, und vielleicht noch feindlicher: ein lebensfeindlicher Gedanke, der einer unsrer geistigen Feinde wird. — Gott offenbart sich nur in dem kämpfenden Leben. Wer nicht kämpft, wird Gott nie schauen. „Aber das Christentum darf nicht durch das Medium der Ruhe mitgeteilt werden. Daher ist das Medium der Kunst, das dichterische, das spekulative, das dozierende vom christlichen Standpunkte aus Sünde, — wie kann ich es wagen, mich in Ruhe hinzusetzen und mich damit zu beschäftigen?" Hier klagt Kierkegaard seine Zeit an. Im Verschwinden der Anfechtung sieht er den Beweis, daß Spannung und Kampf ein Ende hat. Im Leben des Christen gibt es immer Anfechtungen, — desto härter, je ernster das ganze Wagnis und die Gefahr, Mensch zu sein, ihm aufgegangen ist.

Mensch sein — furchtbares Wort: unendliche Möglichkeiten zu Gott hin; die schauerliche Möglichkeit der Verdammnis.

* * *

Unsre Welt, wie sie gerade jetzt ist, ist Luthers Welt so ähnlich. Die Zeit liegt heut wie damals in Geburtswehen. Wir werden klein vor dem Großen, dem unheimlich Großen, das wir sehen, dem göttlich Großen, an dem unser Glaube hinter allem festhalten muß. Wir verstehen, daß das Leben Kampf, Eifer ist, daß Leichtsinn und Trägheit unwürdig sind. Aber verstehen wir, leben wir so, als wüßten wir, daß hinter dem Kampfe der Staaten und Mächte der Kampf zwischen guten und bösen Lebensmächten immer weitergeht? Verstehen wir, daß, wenn der Kampf der Staaten Leben und Blut verlangt, das große Weltenringen dahinter noch viel mehr fordert? Wenn aus dieser Zeit die Volkswillen und die Staatswillen zu einem bewußteren Leben wiedergeboren werden sollten, wie sollte nicht auch dieser Kampf wachsen, da diese gewaltigen Mächte doch als Mächte in denselben hinausgehen?
Wie sehr werden wir Gottes Wort durch Sören Kierkegaards Mund nötig haben, damit unser Willen nicht in diesem Kampfe vernichtet und von diesen Gewalten verschlungen werde; und sollten wir nicht auch Gottes Wort durch Luthers Mund nötig haben, damit wir Mut bekommen, an Christi Sieg auch über diese Mächte zu glauben? Entweder wir gehen unter als Persönlichkeiten, und mit uns das Gottesreich in unserm Geschlechte, oder die Mächte selbst werden gezwungen, Christi Aufträge zu erfüllen. Noch nie war es so schwierig, Christ zu sein. Sehen wir das nicht? Und wenn wir es sähen, wäre dann unser Eifer nicht brennender? Die Angst, die nach Gottes Sinn ist, bewirkt Eifer zur Heiligung, den man nicht bereut.

* * *

Über die jütische Heide ging ein zehnjähriger Knabe, der in einem schweren Augenblick, gepeinigt von Kälte, Hunger und Einsamkeit, Gott verfluchte. Das Wort eines Augenblicks kann man im näch-

sten Augenblicke vergessen. Das Wort eines Augenblicks kann zuweilen das Schicksal eines Lebens werden, — hier wurde es das Schicksal zweier Leben. Der Zehnjährige wurde ein Mann, aber er vergaß nie, daß er Gott verflucht hatte. Er bekam einen Sohn, und auch der Sohn vergaß es nie. So streng, so heilig, so entsetzensvoll nahe war Gott für Sören Kierkegaard. Er ist mächtig in Seiner Vergebung, — wie sehr kann Kierkegaard gerade davon sprechen, — aber das sieht man zuerst niemals. Das sieht niemand, der Ihn nicht in Seiner Strenge, in Seiner unbeugsamen Kraft gesehen hat.

Wie der Stern vor der Sonne, so erbleicht alle menschliche Liebe vor Gottes gewaltigem Lächeln. Die meisten Menschen, die von Gottes Liebe, Güte und Erbarmen sprechen, haben nie etwas davon erlebt. Sie haben eine Erscheinung gesehen, die ihre Einbildung geschaffen hat. Aber was nützt es uns, ein Bild von unsrer eigenen Liebe und der Liebe der anderen zu sehen? Das Heidentum ist noch nicht tot, — noch beten wir das Geschöpf an anstatt des Schöpfers. Die Götzenbilder sind nicht von Holz und Stein, — sie sind aus unsern Wünschen, unsern besten Stimmungen, aus unsrer ohnmächtigen Liebe gebildet. Müßten wir nicht in Tränen ausbrechen vor diesem schwachen, kleinen Gott, dem Werk unsres Herzens, anstatt ihn anzubeten? Der Gott der Offenbarung ist nicht ein solcher. Er ist gefährlich für unsern Leichtsinn, Er ist mächtig, die Sünde zu vergeben und die Sünde zu behalten. Nichts beweist vielleicht stärker, daß Er der offenbarte Gott ist, als daß Er uns unbequem ist. Hätten wir Ihn selbst erschaffen, — ach, wir hätten Ihn anders gemacht.

Der Christus, der Gott offenbaren soll, muß sich uns erst in einer Forderung nahen. Kierkegaard meint, daß Luther im Gegensatz zum Mittelalter mit einem gewissen Rechte den Versöhner Christus auf Kosten des fordernden Christus hervorgehoben habe. Das ist für das Luthertum verhängnisvoll geworden. Christus zeigt Sich als Versöhner nur denen, die sich vor dem in Ihm verkörperten Ideal gedemütigt haben. Dem Bußfertigen öffnet Christus Sein Erlöserherz, nicht dem selbstgefälligen, zufriedenen Menschen. Ihm bedeutet Er die für die Welt aufgestellte unbedingte Forderung, den

Ankläger, der in dem Zentrum der Geschichte steht, weit sichtbar für alle; eine Geißel für alle Gewissen.

Einer der Schleichwege der Seele an dieser aufgestellten Forderung vorüber ist der, daß sie das Vorbild anbetet, anstatt ihm nachzustreben. „Das Eine ist die göttliche Erfindung, die einzige Art der Anbetung, die Gott fordert: Nachfolge. Der Mensch aber will nur das andere: die Vorbilder anbeten."

Christi Vergebung ist Seine eigene gnadenvolle Gegenwart. Der Gedanke liegt neben vielem andern in Kierkegaards Forderung an Christi Gegenwart bei uns. Der Glaube an die Vergebung der Sünde ist nicht der Glaube an ein schönes Wort der Vergebung, sondern an den großen Erlöser. Ein Wort ist so ungefährlich. Wie leichtsinnig können wir mit einem Worte der Vergebung umgehen! Es wird so leicht die Formel für unsre Selbstvergebung, — aber wenn Christus nahe vor uns steht, so wagen wir nicht, mit Ihm zu spielen. Alle Vergebung, die uns nicht Christus durch Seine allernächste Gegenwart gibt, ist gestohlen und tot. Kierkegaard klagt Luther einer Neigung dazu an, daß er manchmal die Lehre in der Bibel an Stelle des Lehrers und Seiner persönlichen Hoheit stelle. Er tut es ohne Berechtigung. Aber sicher ist es, daß man das Luthertum wegen dieser Sünde anklagen kann. So wird die Vergebung nicht eine Vergebung zu erhöhtem Eifer, sondern zu erhöhtem Leichtsinne. Die Vergebung, wo sie rechtmäßig ist, geschieht in Jesu Namen, sie ist Seine eigene Gnadengegenwart und nichts anderes. Darum ist sie die Quelle für allen evangelischen Eifer. Wo der Glaube ein Wort umschließt, da gedeihen nur fromme Worte, höchstens fromme Stimmungen; wo der Glaube Christus umschließt, da gebiert er das Herzensleben der Liebe, das in den Taten der Liebe seinen Ausfluß sucht. Das Leben des Glaubens in Christo ist verborgen, — aber das Leben der Liebe ist nicht verhüllt. Wieder ein Schlupfwinkel für unsre Bequemlichkeit. Das Luthertum wurde nur allzuoft ein weichlicher, interessanter oder stimmungsvoller Herzensroman, „eine Spiegelfechterei in vorgetäuschter Innerlichkeit". Christus will nicht der Held in einem interessanten Herzensroman sein. Er will uns zum Leben in den

Wirklichkeiten verhelfen: im wirklichen Gott, in der wirklichen Welt.

Diese Nachlässigkeit mit der Predigt des Evangeliums im Luthertum empört Kierkegaard auf das tiefste. „Die faule, listige Menschennatur will Ruhe haben, Ruhe, um das Leben zu genießen usw.; daher ruft sie fortwährend: „Ich kann nicht; ich verzweifle; wenn mir die Gnade nicht so gebracht wird, daß sie im Grunde das Christentum abschafft, so verzweifele ich." Das sind listige Gaukelkünste, ganz gewiß aber nicht der Geist. Das ist so wie mit den Frauenzimmern, die listig in eine Scheinohnmacht fallen, um ihren Willen durchzusetzen. Und was hat ein solches Frauenzimmer nötig? Sie hat einen Mann nötig, der ganz ruhig sagt: Ach, dummes Gewäsch!, — dann wird sie nicht ohnmächtig. Und so hat auch der Protestantismus in hohem Grade einen harten Mann nötig, der, wenn der Mensch in dieser heuchlerischen und listigen Art versichert, er müsse verzweifeln, auch ganz ruhig sagen kann: Ja, bitte, verzweifle, wenn du kannst."

* * *

Nirgends verwundet Kierkegaard so tödlich wie da, wo er das faule Luthertum in seinem Liebesleben angreift. Hier ergießt sich seine Anklage auch über Luther, — nicht über Luthers Leben, sondern über Luthers Verkündigung. Luther machte das Leben zu leicht. Der wahre Reformator nimmt die Bürden nicht ab. Er macht das Leben schwerer. Luther selbst hatte ein Recht an das Evangelium, denn er hatte die Angst gekostet; aber was wird das Evangelium für die, die nie die Angst gefühlt haben?

Laßt uns mit Kierkegaard an einigen Punkten bei dem Eifer der Liebe stehenbleiben.

1. Die Liebe soll aus dem Glauben geboren sein, sonst wird sie allzu menschlich: die Liebe des Weibchens, die Liebe des Geschlechts, die vergeltende Liebe, die natürliche, lächelnde Liebe, die bequeme Liebe des Sich-lieben-Lassens. Unsre Zeit hat es nötig, zu lernen, daß es eine Sünde der Liebe gibt. Alles, was in der Richtung, in der Form der Liebe geschieht, wird sonst so leicht verziehen, es wird

höchstens als Unklugheit oder Schwäche verurteilt. Aber es gibt eine Sünde der Liebe, eine Sünde der Humanität. Die Liebe, die sich von der heiligen Strenge losgelöst hat, ist wie die Liebe einer gefallenen Frau. Sie hat ihre Zucht, ihre Ehrbarkeit, ihre Innerlichkeit, ihre Kraft, ihre aufrichtende Keuschheit eingebüßt. Sie gibt sich allen hin, zu allen Zeiten, — aber wie armselig gibt sie sich! Wenn der Mensch Gottes überströmende und alle Menschen überschüttende Liebe mit seiner natürlichen Liebe nachahmen will, so wird es meistens eine gefallene Liebe. Und dennoch rufen wir nach Gottes Erbarmen durch Vermittelung der Menschen und rufen unseren Kirchen zu: Gib uns den überfließenden Reichtum und die Zucht der neugeborenen Liebe. Aber wo sind die liebenden, strengen Menschen? Kierkegaard hat recht: „Was die ganze Christenheit mit mir nötig hat, ist das, daß Einer hervorträte, der recht zu unserm Nutzen streng gegen uns wäre, so daß wir dadurch angefeuert würden, mit ernstem Streben der Gleichgültigkeit zu steuern," aber Kierkegaard weiß auch, was das kostet. Wer will den hohen Preis der strengen, verantwortlichen Liebe bezahlen? Wer will durchs Feuer zur Erlösung wandern und den Brüdern helfen in einer Welt, die in sittlicher Versunkenheit zu verrotten droht? Es gibt viele Menschen, die am Anfange des Weges stehen. Werden wir Mut und Kraft finden, unsern Weg fortzusetzen? Gehe in eine unsrer Städte, geh eine Straße auf und ab, — sieh in alle diese Gesichter, lies die Not und lies den Auftrag deines Gottes. Du, der du die Not sahest, du warest berufen!

2. Der Eifer der Liebe muß erobernd und erfindungsreich werden. Über dem Luthertum hat immer ein passiver Zug gelegen, — da, wo es am besten war: die meditative Passivität des innerlichen, tiefen Wesens. Und gewiß dürfen wir es nicht unterlassen, die Aktivität, die wie bei Maria von Bethanien nach innen gerichtet ist, zu achten, den Eifer, der sich auf Gott richtet. Der tut sein Werk. Wo wären wir ohne ihn? Aber an die meisten von uns ergeht der Ruf zur Tat. Und die Berufung darf da nicht nur eine Grenze, eine Einengung, sondern einen Ausgangspunkt, ein Zentrum bedeuten. Der Eifer der Liebe muß erfindungsreich, tatkräftig, praktisch, unter-

nehmend, eingreifend, furchtlos, aggressiv sein. Luthers kriegerischer Geist muß uns erfüllen. Das Wort muß da wieder zum Schwerte geschmiedet werden, wo es nicht als Pflugschar gebraucht wird. Vor allem müssen wir eifriger darin werden, in Christus den Vater zu sehen und Ihm bei Seiner Schöpferarbeit zu helfen. Wir Christen sind zu Gottes Handlangern berufen. Wie oft stand Gott allein am Werke und wartete auf uns, — denn das ist ja Sein wunderliches Verfahren in der Geschichte, daß Er ohne uns nichts vollbringen will. Wo finden wir Menschen, die Gottes Warten vernehmen und Ihm tüchtige Arbeiter verschaffen?

3. Nie war Kierkegaard eifriger, als wenn er den eilfertigen Gehorsam predigte. Der eilfertige Gehorsam: das ist lutherscher Eifer. Sich nicht die Zeit nehmen, mit Gott zu rechten, nicht sich die Zeit nehmen, sich Sein Gebot als leicht auszulegen, nicht aufschieben. Die Stunden der Offenbarung gleiten vorüber, die heiligen Augenblicke werden vergessen, — wir sollten sie gezwungen haben, in Gehorsam bei uns zu verweilen. Wir sollten in Gehorsam Gottes Bleiben erbeten haben.

Haben wir nicht oft wie die Kinder gefühlt, daß Gott zu selten bei uns auf der Erde ist? Alles wäre anders geworden, wenn Er mehr bei uns hienieden gewesen wäre. Wir sollten in Gehorsam Gottes Bleiben erbeten haben. Wir müssen Ihn bitten, wie einstmals Moses, daß Er mitten unter uns wohnen möge. Sonst finden wir nicht mehr in unsrer Welt zurecht. — Und Er wohnt in den Herzen, die eifrig sind, zu gehorchen.

Durch sie soll unsre liebe, alte lutherische Christenheit wieder aufgerichtet werden, die lutherische Christenheit, die wir lieben, die Gott liebt, und die Er zur erlösenden Tat in Seiner großen, stürmischen Welt vorbereiten will.

Denn das Gottesbild des lutherischen Geistes spiegelt doch das Innere von Gottes Herzensleben wider. Wir sollen nicht aus unserm Luthertum heraus wachsen, sondern hinein. Aber eines sollen wir nie vergessen: Luthers Weg ist der hohe, gefährliche Pfad am Rand des Abgrundes! Auf den Weg paßt kein Wort besser als dieses: Schaffet eure Seligkeit mit Furcht und Zittern!

Dante und Luther

Um den Gedanken an eine religiöse Einheitskultur

Das Jahr 1921 hat uns vor zwei große Jahrhundert-Denkfeiern gestellt. Im Jahre 1321 beendete Dante Alighieri die mühselige Wanderschaft seines Lebens. Im Jahre 1521 bestand Luther die Gewissensprobe in Worms. Dante war ja der letzte Große des Mittelalters. Er hat dessen Wesen in einem seltsam verklärten Abschiedsblick erfaßt. Er hat die großen Gesichte des Mittelalters gesehen und gedeutet; und durch ihn wird es uns auch leichter, sie zu ahnen: Das Universum — eine Welt Gottes, gelenkt von himmlischen Kräften, von den Seraphimen des Kristallhimmels. Seine bewegende Kraft nicht eine tote Naturkraft — sondern lebendige sehnsüchtige Liebe. Sein Gesetz kein totes Naturgesetz — sondern eine Gerechtigkeit, die sich enthüllt in der Unterwelt, dem Fegefeuer und dem Paradies, bald als die vergeltende, bald als die versöhnende, bald als die austeilende. Da sind die Menschen der Zeit und der Vorzeit in den drei Abteilungen des Universums, jeder an seinem Ort, dem Ort, den die Gerechtigkeit bestimmte. Auf der Erde herrscht eine feste Ordnung und eine weise Regierung. Da sehen wir die doppelte Pyramide, auf deren Spitzen die Kaiserkrone und die Tiara leuchten, beide Gottes Lehen. Eine doppelte Leitung: die Kaisermacht, von der natürlichen Vernunft geführt, kennt den Weg zur irdischen Glückseligkeit, die Papstmacht, geleitet von der Offenbarung, kennt den himmlischen Weg.

Hat der Einheitsgedanke in der Welt wohl einen mächtigeren Vertreter gehabt als den Mann, der im Jahre 1321 in Ravenna starb? Er hatte immer Sehnsucht, heim nach Florenz, heim nach dem Orte

seiner Gesichte. Wir, die wir auch landesverwiesen sind aus dem Lande der Lebendigen, — wir beginnen seine Sehnsucht zu verstehen. Und doch lassen wir uns nicht von der Kirche anlocken, die uns beschwört im Gedenken an Dante, wieder in ihren Schoß zurückzukehren.

Denn näher in Geist, Zeit und Raum steht uns die Erinnerung an den anderen. Gegen Kaisermacht und Papstmacht, gegen alle äußere Ordnung, Leitung und Einheit wagt ein Mensch allein sich aufzulehnen: „Hier stehe ich und kann nicht anders." Er zog nicht aus, um niederzureißen, — aber was für ein Zerstörer wurde er! Ja, manchmal glaubt man wohl den verstehen zu können, der da wünscht, daß er zu rechter Zeit beseitigt worden wäre. Manch ein Zerstörer wurde zu seiner Zeit geboren, aber keiner war gewaltiger als er, denn er führte Gottes eigenen Hammer.

Luther war sicher in seinem Gewissen und stark in seinem Glauben. Er war der Vater eines neuen geistigen Geschlechtes. Aber Luthers Gewissen und Luthers Glaube wurden immer heimatloser in dem großen Weltall.

Im Jahre 1721 ist die Welt schon eine andere geworden. Leibniz ist vor kurzem aus dem Leben geschieden, Newton steht im Herbst des Lebens, der junge Voltaire sollte bald seine Englandreise antreten, die für ihn selbst und ganz Europa so bedeutungsvoll wurde. Gott war aus dem physischen All vertrieben, auch in der Geschichte hatte man immer weniger Verwendung für ihn. Der Traum von der besten aller Welten nahm ein jähes Ende. Niemand hat ihn so verhöhnt wie Voltaire. Die innere Einheit brach immer mehr zusammen. Das kennt man nach allen Religionskriegen. Die Toleranz wird das Heilmittel — ein Schlagwort mit immer faderem Beigeschmack.

Der Protestantismus rettete sich in die innere Welt des Pietismus, der in der äußeren Welt sich immer mehr beengt fühlt, da diese zu harter Notwendigkeit erstarrt. Der alte Idealismus macht wohl immer wieder neue Ansätze; schönere als je nach der Volksnot der napoleonischen Kriege. Aber er erträgt immer weniger die Angriffe des in der Schule der Naturwissenschaften gehärteten Wirklichkeits-

sinnes. Ein letztes Abendrot glühte über den Jahren um die nächste Jahrhundertwende. Das war die Schönheit des irdischen Zukunftglaubens, den eine verkehrt ausgelegte Entwicklungslehre vorgaukelte. Es war der Traum des Aristokraten Nietzsche vom Übermenschen, es war der vielen lichtgläubigen Demokraten Traum vom neuen Reiche. Da standen wir um 1900, in der Zeit, die Gott mit kleinen Anfangsbuchstaben, das Leben aber, die Kultur und die Wissenschaften mit großen Buchstaben schrieb.

Die Zeit eilt schnell. Der Kulturoptimist von 1901 war 1921 vielleicht Kulturpessimist. Und er hatte Grund dazu.

Aber wie steht es mit der Einheit? Die Einheit kommt. Auf die Einheit der Natur baut die der Kultur. Aber was für eine Einheit? — Die harte Einheit der irdischen Arbeitsorganisation. Oswald Spenglers Buch hat das Losungswort geprägt: Preußentum und Sozialismus. Der eine und der andere jubelt der neuen Ordnung der Dinge schon sein Willkommen zu und empfindet sie mit religiöser Weihe unter dem Namen des Totalismus oder ähnlicher. Aber wer mit noch lebendiger Seele dem Geist — oder der Geistlosigkeit — der neuen Weltstadt begegnet, der schaudert.

Wir erbeben nicht vor der Arbeit, nicht vor der Ordnung. Aber wir erzittern vor einer Welt, in der die Organisation an die Stelle des Organismus treten soll. Wir schrecken nicht vor dem Dienst zurück, aber wir wollen wissen, wessen Sklaven wir sind — Gottes oder Satans? Ein erschreckendes Gebäude erhebt sich auf der breiten Grundlage der gezüchtigten Natur. Ein undurchdringliches Schicksal verdichtet sich aus der Arbeit heraus. Wir fühlen uns umgeben von einem Wollen, aber wir ahnen seine Richtung nicht. Wird dies Schicksal Christus oder den Antichristus gebären? Die Gebärerin hat einen unsicheren Blick, und kein Engel der Verkündigung scheint ihr nahen zu wollen.

Wo sich das Dunkel verdichtet, da fliegen die Eulen der Weisheit heraus. Vielleicht hat nirgend die Philosophie der Weltdämmerung klarere Gedanken erzeugt als in dem Upsala unserer Tage.

Wo Gott vertrieben war, blieb der Wert bestehen. Viel alter Idealismus und auch die Religion hatten ihren Zufluchtsort in

diesem sogen. „Wert an sich" gefunden. Hier wird nun die Grenze scharf zwischen Wert und Wirklichkeit gezogen. Man sagt: Wert ist immer Wert für jemanden. — Für wen sind denn die Sittengesetze ein Wert? Und die des Rechts? Wer garantiert eine Einheit der Sitte und des Rechts? Wer legt die Schwere und die Verantwortung der Pflicht in die Gebote? Wird nicht die Moral ein rein geographischer Begriff? Gewiß — das weiß schon der Zeitungsleser. Laß diese Erkenntnis nur auf guten Boden fallen — es ist die Drachensaat für morgen. Kein sogen. guter Geschmack wird das Wachstum hindern. Und doch — die Gedankenlinie ist wohltuend klar.

Was wird die Geschichte vor der strengen Wirklichkeitsforderung, nachdem alle Werturteile zurückgehalten worden sind — ein nacktes Aneinanderreihen von gleich interessanten oder uninteressanten Tatsachen, — von Geschichte im alten klassischen Sinne kann nicht mehr die Rede sein. Verschärfe die Forderung der exakten Wissenschaft bis aufs äußerste — treib alle Wertsetzung und Spekulation hinaus. Es ist wahrhaftig nicht nur die Theologie, die sich nach Hilfe zu dem Auszug aus dem alten Heim umsehen muß. Jedoch — die Gedankenlinie ist wohltuend klar, und es liegt gewiß ein höherer Sinn darin, daß sie gerade jetzt so klar ausgeprägt ist.

Denn die große Alternative enthüllt sich. Alle idealistischen Mischformen werden ausgemustert. Ein unbequemes und rücksichtsloses Entweder-Oder zwingt zu radikaler Entscheidung. Entweder eine Offenbarungsgeschichte — oder keine Geschichte in tieferem Sinn; entweder Moral und Recht auf religiöser Grundlage oder keine Moral und kein Recht im eigentlichen Sinn. Entweder Normen, hinter denen ein bewertender göttlicher Wille mit der Berechtigung sich durchzusetzen steht oder zufällige, individuelle Bewertungen bei Einzelnen oder Gruppenmenschen. Die Gesetzestafeln kommen von Gottes Sinai, oder sie haben keine Heiligkeit. Erst wenn das Gewissen seinen Gott wieder bekommt, erhält es seine Macht zurück. Der andere Weg führt zur Auflösung des Gewissens und damit zum irdischen Inferno.

Praktisch gesehen treibt die Lebensangst zur gleichen Wegbiegung.

Der Weg der modernen Arbeitskultur wird von immer mehr Menschen als ein Weg fort aus dem Lande der Lebendigen empfunden. Wir kennen die modernen Bücher, es erübrigt sich, Zitate anzuführen. Nur eins aus dem Buche des jungen Denkers Th. Lessing: „Die verfluchte Kultur." Er denkt radikaler als irgendein anderer, den ich kenne. Vor einigen Jahren bekam er den Strindberg-Preis, der damals zum ersten Male verteilt wurde. „Man erzählt," so schreibt er, „von dem ersten modernen Naturforscher, der lebendige Wesen zerschnitt, von dem großen Anatomen Swammerdam, daß er, so wie Newton schließlich flüchtete, sich auch aus seinen berühmten Schöpfungen einen Scheiterhaufen baute. Darauf verbrannte er sich selbst. Europa wird sich selbst auf dem Aschenberge seiner großen Werke verbrennen." Diese Isolierung des Menschen vom schöpferischen Leben, von Gott selbst, kann von verschiedenen Seiten gedeutet werden. Für uns liegt es nahe, einen schon angedeuteten Gedankengang zu verfolgen. Die alte Wissenschaft war Weisheit und Wirklichkeitslehre, Spekulation und exakte Wissenschaft in unklarer Mischung. Typus: Plato — nun wird die Methode rein gezüchtet. Die Spekulation im Sinne von Hypothese und einer gewissen erfinderischen Intuition wird keine Wissenschaft entbehren können, — aber die Wertsetzung will man ganz aus der Wissenschaft austreiben. Sie soll exakt werden. Innerhalb der wissenschaftlichen Methodik ist allerdings seit einigen Menschenaltern die Naturwissenschaft herrschend gewesen. Zuweilen hat die Forderung der Allgewalt dieser Methoden die krassesten Formen angenommen. Eine ebenso klare Methodik hätten die humanistischen Wissenschaften — mit gewissen Ausnahmen — aus natürlichen Gründen einfach nicht aufzeigen können. Denn sie beschäftigen sich doch eben mit der Innenseite des höheren Lebens.

Die exakte Wissenschaft im strengsten Sinne strebt nach technischer Verwirklichung. Ihre Faßbarkeit, ihre Wirklichkeitsüberzeugung beruht ja in vielem auf der technischen Greifbarkeit dieser Wahrheiten. Eine Anschauungsweise und eine Handlungsweise entstehen da, wo die Wirklichkeit von Gesichtspunkten solcher Seiten und solcher Kräfte aus behandelt und betrachtet wird, die ihre äußerliche Be-

herrschung möglich machen. Wir schaffen uns eine Welt von versklavten Naturkräften und versklavten Menschen und glauben, daß wir jetzt das Dasein von Grund auf kennen. — Dieses verschlossene, verstumpfte Dasein sollte das wirkliche sein? Diese Ausgeburt gelehrter Hirne sollte Gottes Welt sein? Was weiß ich von dem Menschen, den ich studiert habe, um ihn beherrschen zu können, und den ich vielleicht auch beherrsche! Nein — wir haben das Dasein gezwungen, uns seine Todesseite zu zeigen, — und es wendet uns die Todesseite zu. Es gibt eine solche Seite. So können wir uns auch dem Leben von hinten nähern. Wir können es bis zu einer gewissen Grenze für unsere Zwecke ausnutzen. Wir haben einen so eingerichteten Verstand. Und wir dürfen dankbar sein für diese exakte Wissenschaft und ihre technische Welt. Aber: „lasset euch warnen, ihr Menschen, das Leben kann euch verneinen," so sagte kürzlich ein Dichter.

Aber die Welt der Wissenschaft darf nicht die ganze Welt sein. Das wäre unser eigener Tod. Denn wenn das Dasein seine Todesseite uns zuwendet, so bedeutet das unsern eigenen Tod als schöpferische, lebendige Menschen. Durch den Weltstadtmenschen wird der Mensch zu Grabe getragen, so meint manch einer und hat wohl auch ein gewisses Recht dazu. Das meint auch Oswald Spengler, aber er ermahnt uns gleichzeitig, die alten Ideale zu zertrümmern, den Gedanken an alles höhere kulturelle Schaffen aufzugeben, um mit zusammengebissenen Zähnen unsere letzten Jahrhunderte im Zeichen der Zivilisation zu verleben. Die Krankheit ist nämlich schon unheilbar, und uns bleibt nur der Heldenmut des zum Tode Verurteilten.

Auch der einfache Mensch, der Spenglers Kulturanschauung nicht teilt, der aber mitten im modernen Kulturleben steht, kennt die Lebensangst. Sie drückt ihn jetzt noch verstärkt durch das Unglück des Krieges. Aber sie wäre auch sonst gekommen. Die Menschen suchen sich, so gut es geht, zu bergen. Das würde ein ergreifendes und unheimliches Buch sein, das das Leben der Jetztzeit von dem Gesichtspunkt der geistigen Betäubungsmittel aus schildern wollte. Man wagt es nicht, allein zu sein. Die Spannung muß aufrechterhalten

werden. Am verhängnisvollsten ist die erotische Stimulans — der sicherste Knecht des Satans, wenn irgendwo Ernst gemacht wird. Aber wir müssen zu der großen Entscheidung gezwungen werden. Die große Entscheidung ist kindlich einfach. Jeder Mensch, der einmal in voller Sammlung vor der drängenden Stunde gestanden hat, weiß das, jeder Mensch, der z. B. einmal in voller Sammlung dem Tode gegenübergestanden hat. Da weiß er aus ganzem Herzen, welchen Weg er wählen soll, da wird alles in einem Augenblick einfach. Ein Kind kann auf die Frage antworten. Für uns, die wir in unserem Bewußtsein einen größeren oder kleineren Anteil von dem Gedankenerbe des Geschlechtes tragen und die wir dazu noch den Beruf haben, mit dem Gehirne zu arbeiten, kann es ja oft verwickelt genug aussehen. Doch kann zuweilen das Drama der Gedankenarbeit selbst uns zu demselben ernsten Punkte führen, wohin die andern durch die Lebensschicksale gebracht werden. Und da entdecken wir, daß es auch für uns letzten Endes eine Wahl gilt, wo unsere ganze Persönlichkeit eingesetzt wird. Denn die Seele kann sich von ihrer Welt nicht isolieren. Wer konsequent in Gedanken eine Welt des Todes gewählt hat, trägt letzten Endes bei zu dem Tode der Seele, seiner eigenen, der andrer und der Seele der Kultur. Hier wird der Redliche bis aufs Blut kämpfen müssen, — aber der, der sich durch die engste Pforte hindurchgekämpft hat — der wird den Brüdern auch am meisten zu sagen haben.

* * *

Einer der Texte der Adventssonntage führt uns nach Nazareth. Jesus hat in der Synagoge seines Heimatortes gepredigt. Die Stimmung des Volkes, das im Anfang getroffen gewesen war, hatte sich rasch gewandelt. „Alle, die in der Schule waren, wurden zornig, als sie dieses hörten, und sie standen auf und trieben ihn aus der Stadt heraus und führten ihn auf die Spitze des Berges, auf dem ihre Stadt erbauet war, und wollten ihn herabstürzen. Aber er entwich, mitten durch sie hinstreichend.“ Er nahm seine Majestät an, — er wendet sich, er geht.

Wir können Gott bis an die Spitze von des Daseins Berg jagen, wenn wir nämlich, bildlich gesprochen, ihn von hinten sehen. Aber wenn er sich umwendet, kann keiner eine Hand rühren. Das ist der christliche Glaube, daß Gott sich umwenden wird, sein Angesicht zeigen wird. Der Sonntag mit dem Evangelium vom Gericht spricht auf seine Weise davon. Advent wieder auf seine. Das Gericht kommt vor unserem Gebet. Das scharfsinnigste Denken wird das nicht hindern können. Advent mit dem neuen Reiche kommt, wo Gott sich umwendet und unserem Glauben begegnet.

Aber der Glaube in unserer Zeit muß noch ganz anders kühner und freier werden, als er seit langen Zeiten gewesen ist. Er muß frei werden. Gott ist Leben, Gottesgemeinschaft ist Lebensgemeinschaft. Kein Leben kann ganz in einem Wort ausgedrückt werden. Gottes Offenbarung war eine Lebensoffenbarung. Und Christus sprach keine Worte aus Büchern, er nahm sogar selten einen Text aus den Propheten als Ausgangspunkt. Er fand in der Welt Gottes, in der er wie ein Kind lebte, näherliegende Texte, lebendigere Botschaft. So auch die Propheten. Sind wir von dem Zwange der Formeln befreit, sollen wir uns nicht wieder dahin zurücklocken lassen. Es gibt Leute, die angesichts der neuen Theologie von Schiffbruch sprechen. Es sollte aber vielleicht auch solche geben, die von Schiffbruch im Hinblick auf die alte Theologie reden.

Der Buchstabe tötet, — nicht am wenigsten deswegen, weil er so oft ungeistlichen Streit neben dem im tiefsten Wesentlichen erweckt. Die Situation ist zu groß, als daß sie für uns durch kleinliche Zwistigkeiten um Altes und Neues verwirrt werden dürfte. Man will etwas Festes gewinnen. Außerhalb des Innerlichen ist in den lebenden Religionen nichts Festes. Die Dimension der Religion ist die Tiefe, und die Verbindung mit der religiösen Wirklichkeit muß auf Gefahr und Sicherheit des rein Persönlichen geschehen. War nicht das Verhältnis der Jünger zu Jesus gerade dieses? Alle äußere Sicherheit muß auf Kosten der kindlichen Freimütigkeit bestehen — auch die Sicherheit der äußeren Autorität der Bibel. Die religiöse Ruhe in Gott soll ja da gerade oft angefochten werden durch die ängstliche Inachtnahme der äußeren Stützen.

Der Glaube muß auch kühn werden. Er muß sich nach einer ganzen inneren Welt, einer religiösen Einheitskultur strecken. Romain Rolland findet in seinem kleinen Buch „Empedokles" ein gutes Wort der Sehnsucht: „Das Denken von morgen bedarf unendlicher Ausblicke. Mehr als nach halben Wahrheiten dürstet dieses Denken nach großen Hypothesen, in welchen nichts von dem, was sein Eigentum ist, ausgeschlossen bleiben darf; aber in welchen alles harmoniert, die Wissenschaften, der Glaube und die Kunst, der Traum und die Vernunft, die Kräfte der Beschaulichkeit und die des tätigen Lebens."

Ist die moderne Theologie nicht zuweilen zu sehr auf ihr wissenschaftliches Ansehen bedacht gewesen? Leidet sie nicht zu sehr unter demselben Intellektualismus, den sie bekämpfen wollte, und hat sie nicht zuweilen sich auch zu sehr den Naturwissenschaften zugeneigt? Die Wissenschaft ist Gottes Dienerin, unbestritten auf ihrem Gebiete. Aber die Welt der Wissenschaft ist nicht Gottes ganze Welt. Die Theologie hat einen historischen Teil und berührt sich da mit den humanistischen Wissenschaften, — aber sie hat auch einen spekulativen Teil, der sich näher berührt mit der großen Dichtung. Die Propheten waren Dichter, Christus war ein Dichter. Jeder große Verkündiger ist ein Stück Dichter. Das braucht wahrlich nicht den Wert der Wahrheit im Gebiete der Lebenswahrheiten zu vermindern. Die Theologie muß vor allem durch ihre Arbeit dazu beitragen, Gottes Welt zu entdecken — die lebendige Welt vor der quantitativen — die Welt der Intensität, der Qualität, der Tiefe. Können wir nicht sagen: Durch die exakte Wissenschaft gewinnen wir einen solchen Kontakt mit dem Dasein, daß wir es technisch beherrschen können? Aber brauchen wir keinen anderen Kontakt? Brauchen wir nicht den ganzen Kontakt der Gemeinschaft? Keine exakte Wissenschaft kann uns den geben. Die innere Welt ist wirklich — aber sie kann nicht als Begriff ausgedrückt werden. Sie offenbart sich dem Glauben, der Liebe, der Ahnung. Sie kann in Symbolen, in spannenden Paradoxen, in Tönen gedeutet werden. Und das Kriterium der Wirklichkeit ist hier wie in der exakten Wissenschaft, daß man den Kontakt gewinnt — aber hier einen inneren

Kontakt. Das echte lebendige Symbol ist nicht die Wirklichkeit, es ist aber auch keine Ausgeburt der Phantasie.
Es ist ein Zeichen der Wirklichkeit. Man sagt zuweilen von einer Lebenswahrheit, daß sie schlagend ist. Sie kann den Kontakt der Gemeinschaft zwischen uns und der Wirklichkeit schaffen.
Eine innere Welt wird durch eine Gesamtanschauung gesammelt. Unserer inneren Welt fehlt die Gesamtanschauung, sie hat ihr lange gefehlt. Die Einheit der äußeren Welt wächst, während die der inneren Welt zerbricht. Daher liegt die innere Welt immer wehrloser vor den äußeren Angriffen da. Das bedroht auch die Seele schwer. Die Seele bedarf ihrer Kirche, die Kirche ihrer Kultursynthese.
Als Christus zu seinem Volke kam, hatte es während vieler Jahrhunderte in gewissem Sinne eine stark religiöse Kultursynthese gehabt. Israels Literatur ist ja beispielsweise religiöse Literatur, sei sie Geschichte, sei sie Dichtung. Daher war das Kirchenproblem in diesem Sinne für Christus nicht aktuell.
Die Einheit der Dogmatik ist nicht so sehr die der Systeme als die der Gesichte — vor allem nicht die des scholastischen Systems mit seinen Beweisen von Glied zu Glied von gewissen Prämissen aus. Im theologischen System sollen die Gesichte hindurchschimmern und jedem Teile Leben und Wirklichkeitsgefühl geben.

* * *

Denken wir an das Problem, das uns beschäftigt hat, so war Dante mehr der Mann der Einheit, Luther der Mann der Freiheit. Die Kirche, die der Zukunft angehört, wird Einheit und Freiheit in sich vereinigen. Tief innen sah ja Dante das unerschütterliche Gesicht — ein Universum, erfüllt von der Sehnsucht der Liebe nach Vollkommenheit — nach Gott.
Die Kirche liegt vor uns. Wir haben noch einen weiten Weg bis dahin. Die evangelische Kirche hat noch nicht im entferntesten alle ihre Möglichkeiten ausgebeutet. Ihr Ideal beginnt erst jetzt, sich klar hervorzuheben.

Inhaltsübersicht

Seite

Zum Geleit 3
Die Kirche und die moderne Kulturkrise 5
Individualismus und Kirchlichkeit 19
Die Domkirche 37
Lutherscher Eifer 43
Dante und Luther 57

Das Reich

Vom Reich Gottes. Worte aus den Predigten und Andachten Christoph Blumhardts. Mit einer Einführung herausgegeben von Eugen Jäckh. Umfang 120 Seiten. Zweite Auflage (4.–8. Tausend). In Steifumschlag Gm. 1.50.

Das Reich Gottes für die Erde! Das ist hier das Überraschende, das für die sich selbst fremd gewordene Christenheit fast Unverständliche, ja Anstößige, und zwar nicht bloß als theologische Spekulation, wie auch sonst etwa, sondern mit aller Wucht und Glut und allem massiven Realismus der Bibel. Für die Erde! Das Reich Gottes im Sinne Christi und der Propheten ist nicht die Sache eines fernen, blassen „Jenseits". Das ist mehr die Vorstellung Platos als die der Bibel. Die Erde ist die Stätte, wo Gottes Gedanken Wirklichkeit werden sollen. (Leonhard Ragaz)

Aus der Quelle des Wortes. Zwanzig biblische Aufsätze und Ansprachen. Von Paul Humburg, Bundeswart des Westdeutschen Jünglingsbundes. Umfang 152 Seiten. Zweite Auflage (3.–5. Tausend). In Steifumschlag Gm. 1.60.

Diese Reden und Aufsätze sind – im Kriege entstanden. Doch ist es keine Kriegstheologie, die darin verkündigt wird, es sei denn, daß es sich um den Krieg des Menschen mit sich selbst und um den Krieg des Gottesreiches mit dem Reich der Finsternis handelt. Im Mittelpunkt steht vielmehr überall das Kreuz, und der Blick richtet sich über allen großen Zukunftsaufgaben der heimatlichen Reichsgottesarbeit und der Äußeren Mission klar und hoffnungsfroh auf den wiederkommenden König, der trotz aller wachsenden Macht der Sünde die Vollendung seines Reiches bringt.

Die Botschaft vom Reich Gottes. Von der Berufung und vom Zeugnis für das Reich Gottes. Von Hermann Weber (Generalsekretär der Deutschen Christlichen Studentenvereinigung) und Johannes Weise (Missionslehrer in China). Umfang 40 Seiten. In Steifumschlag Gm. –.40.

Jesus Christus

Jesus. Der biblische Weg zu Ihm. Ein Bibelstudium von Johannes Weise, Missionslehrer in Canton. Umfang 128 Seiten. Zweite Auflage (4.–6. Tausend). Gebunden Gm. 1.80.

Was hier an Einfühlung in das Seelenleben des Herrn geboten wird, muß nach Inhalt und Form für vollendet erklärt werden. Hier interpretiert ein im besten Sinne moderner Geist mit feinster Psychologie eine gottmenschliche Seele. Mit dieser „Innerlichkeit" paart sich Schritt für Schritt lebendige Beziehung zu Gegenwartsfragen, religiöse, ethische, soziale. Wir erhalten auf manche eigenen Zweifel und Fragen klare Antwort. Wer das Buch liest, wird darin viel mehr finden, als er erwartete, er sei Laie oder – Theologe. (Vossische Zeitung)

Von der Nachfolge Jesu Christi. Worte aus den Predigten und Andachten Christoph Blumhardts, herausgegeben von Eugen Jäckh, ehedem Blumhardts Gehilfe. Umfang 80 Seiten. Dritte Auflage (9.–12. Tausend). In Steifumschlag Gm. 1.–.

Blumhardt sieht besonders eines wieder, was man in der Christenheit vergessen

hat: daß das göttliche Wesen, das im Menschen Jesu erschienen ist, sich nicht auf ihn beschränkt, sondern durch ihn ausgegossen ist auf die mit ihm verbundene Menschheit. Die Menschwerdung ist ein umfassendes Ereignis, das Wort ward Fleisch in aller Wirklichkeit, anhebend mit der Gemeinde Christi. „So viele ihn aber aufnahmen, denen gab er Vollmacht, Kinder Gottes zu werden." (Leonhard Ragaz)

Einflüsse Jesu. Sechs biblische Auslegungen für Menschen von heute von Gottlob Schrenk, Professor in Zürich. Umfang 40 Seiten. Zweite Auflage (3. u. 4. Tausend). In Steifumschlag Gm. —.40.

Tolstoi und Jesus. Beider Stellung zu Welt und Leben. Von Karl Heim, Professor in Tübingen. Umfang 32 Seiten. Zweite Auflage (3. u. 4. Tausend). In Steifumschlag Gm. —.40.

Die Gewißheit der Christusbotschaft. Drei Gegenüberstellungen mit der mystisch-idealistischen Zeitbewegung von Otto Schmitz (Professor in Münster), Paul Althaus (Professor in Rostock) und Karl Girgensohn (Professor in Leipzig). Umfang 64 Seiten. Zweite Auflage (3. u. 4. Tausend). In Steifumschlag Gm. —.80.

Wir suchen heute nach Führern, die dem Ausdruck zu geben vermögen, was in der Tiefe unserer Seele um Gestaltung ringt. Viele, die ergreifend die Sehnsucht unserer Zeit zum Ausdruck zu bringen wissen, bieten sich uns als Führer an. Aber wir brauchen mehr, als sie uns bieten können. Wir brauchen einen, der unsere Sehnsucht nicht nur deutet und verkörpert, sondern die Erfüllung in sich trägt. Das treibt viele unbefriedigt von den menschlichen Führerpersönlichkeiten weg zu Christus mit der Frage: Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines anderen warten? Nicht auf das, was Menschen über Ihn meinen, kommt es ihnen an, sondern auf das, was Er ist, was Er uns ist, was Er uns heute ist. Darum geht es hier. (Hermann Weber von der DCSV)

Vom sieghaften Glauben. Aufrufe zur Nachfolge Jesu Christi von Manfred Björkquist, Leiter des Sigtunastifts, Schweden. Mit einem Geleitwort von Erzbischof Nathan Söderblom, Upsala. Umfang 104 Seiten. In Steifumschlag Gm. 1.—.

Immer wieder müssen im Christenleben die Auswüchse abgehauen und die Teufel von innen und außen bekämpft werden. Manfred Björkquists Worte sind bisweilen scharf und blitzend wie ein Schwert. Klar und deutlich muß Gottes Stadt diesem sehnsüchtigen Kämpfer entgegenstrahlen. Seine Worte sind aber auch wie funkelnde Edelsteine. Manfred Björkquist ist eine still leuchtende, emporstrebende Flamme, von der Sonne der Gerechtigkeit angezündet. Die Flamme verzehrt sich; das ist ihr Glück. Aber sie teilt im Brennen etwas mit von ihrer reinigenden Heiligungsglut. (Erzbischof Nathan Söderblom)

Der Nächste

Volkserzählungen des Grafen Leo Tolstoi. In neuer Übersetzung herausgegeben v. Alexander Eliasberg. Umfang 254 Seiten. Zweite Auflage mit einem Bildnis von J. Rjepin. (4.—9. Tausend). In Halbleinen gebunden Gm. 3.—.

Wer ist mein Nächster? Durch einfachste Geschichten aus dem russischen Volke

wird diese ernste Frage nun dennoch nicht lehrhaft oder in ernster Betrachtung, sondern erschütternd durch das Leben, das hier spricht. Auf den Pilgerfahrten der Verbannten, im Kriege bei der Bewirtung Fremder überall scheint das Licht in der Finsternis, die demütige gütige Liebe, die Jesus uns lehren wollte, als er die Tat des barmherzigen Samariters pries.

Friedrich von Bodelschwingh. Leben und Lebenswerk dargestellt von seinem Sohne Gustav von Bodelschwingh. Mit einem Bildnis Bodelschwingh. Dritte Auflage. Umfang 500 Seiten. Broschiert Gm. 4.—, in Halbleinen gebunden Gm. 6.—.

Als das berühmte deutsche Organisieren mit Maul und Papier ist kaum Dreck, verglicht man's mit dem, was dieser Mann gewirkt hat. Das ist der Typus des modernen Heiligen, das von Carlyle vergessene Kapitel „The Hero as Saint". Friedrich von Bodelschwingh, einer der größten Männer aller Jahrhunderte! (Die Süddeutschen Monatshefte)

Die religiöse Gedankenwelt der Proletarierjugend in Selbstzeugnissen dargestellt von Günther Dehn. Umfang 80 Seiten. Zweite Auflage (4.—6. Tausend). In Steifumschlag Gm. 1.80.

Eine Bestandsaufnahme des religiösen Bewußtseins proletarischer Jugendlicher! Das Ergebnis ist erschütternd aufwühlend, beschämend, empörend. Die ganze Krankheit und Verwirrung unserer Zeit wird greifbar gegenwärtig; das ganze Problem der Kirche als einen Hoffnungsakt bricht auf und drängt. Eine Zukunft der Kirche gibt es vorerst nicht, darüber wird alle Organisation, aller pädagogische Aufschwung, alle wohlgemeinte Bußpredigt, alle unpolitische Ethik engherziger Gottesfurcht nicht fortbehelfen; hier kann nichts helfen als äußerste Verzweiflung und tiefster Glaube, um diese Verwirrung des Glaubens und des Gewissen in Generationen wieder gutzumachen. (Frankfurter Zeitung)

Weltreisegedanken. Von Georg Michaelis. Umfang 102 Seiten. Zweite Auflage (6—10. Tausend). Broschiert Gm. 2.40, in Halbleinen gebunden Gm. 3.60.

Wirtschaftlicher Wiederaufbau. Von Georg Michaelis. Umfang 32 Seiten. In Steifumschlag Gm. —.40.

Michaelis gibt einen sehr anregenden Bericht über den Verlauf der eigenartigen, ganz offenbar von starken Kräften getragenen Pekinger Studenten-Bewegung. Die Behandlung der dort besprochenen sozialen und internationalen Fragen zeichnet sich durch eine lebhafte Betonung des Gedankens der Gemeinwirtschaft, der Beteiligung auch der Arbeiterschaft am Gedeih und Verderb des Unternehmens aus. Es geht ein frischer Zug durch dieses Buch eines alterfahrenen Staatsbeamten, der heute manches in anderem Lichte sieht und dem Guten in der neuen Zeit mit dem Willen nachgeht, es zu verstehen und verwirklichende Wege in unserem kranken Volksleben zu finden. (Zentralbl. f. d. ges. Unterrichtsverwaltung)

Gemeinschaft

Die Vorbildlichkeit der urchristlichen Gemeinden für die Kirche der Gegenwart. Von Otto Schmitz (Professor in Münster). Umfang 64 Seiten. Zweite Auflage. In Steifumschlag Gm. 1.—.

Das Wort eines Christen, dem der Streit der Parteien als Verfälschung des Evangeliums schwer auf der Seele liegt. Sein Maßstab ist das unchristliche Gemeindeleben. Das verbindende Bekenntnis: Herr ist Jesus (1. Kor. 12, 3)!
(Friedrich Siegmund-Schultze)

Aus der Welt eines Gefangenen. Eine Einführung in den Philipperbrief von Otto Schmitz (Professor in Münster). Zweite Auflage (3. u. 4. Tausend). Umfang 64 Seiten. In Steifumschlag Gm. —.80.

Eine nach Seiten des Geschmacks (ohne „erbauliche" Anwendung!), der seelischen Weihe und der klaren Gedankengliederung einfach vorbildliche Einführung in ein biblisches Buch. (Pastoralblätter)

Die Neugeburt der menschlichen Gemeinschaft. Ein Wort zur Frage der Erziehung von Willy Hellemann. Umfang 64 Seiten. In Steifumschlag Gm. 1.—.

Es ist hohe Zeit für eine neue Erfassung des Sinnes der christlichen Erziehung, nicht in Hinsicht auf kirchenpolitische Erwägungen, sondern auf innerste Erarbeitung ihres Wesens. „Wir haben christliche Schulen, aber es sind — als Form — Kulturschulen mit religiösem Anstrich." „Wir brauchen eine Schule, die aus innerem Gehorsam geboren ist, eine Schule, die nicht für die Welt arbeitet, sondern für Gott." Es ist das Verdienst dieser Schrift, daß sie sich an eine solch grundsätzliche Behandlung der Aufgabe wagt. (Erich Stange)

Zinzendorf und die Jugend. Die Erziehungsgrundsätze Zinzendorfs und der Brüdergemeine. Von Otto Uttendörfer (Unitätsdirektor in Herrnhut). Umfang 208 Seiten. Broschiert Gm. 3.—, in Halbleinen Gm. 4.—.

Die Kinder frommer Eltern geraten meistenteils so schlecht wegen ihres gewaltigen Einwirkens in die Kinder hinein durch unaufhörliche Ermahnungen und Bestrafungen. So verbauen die meisten Eltern dem Heiland den Weg durch eine sinnlose Eilfertigkeit und Ungeduld, die Kinder nach ihren Ideen zu formen. Die Liebe ist das einzige Werkzeug des Erziehers. Er muß lernen, so zu zwingen, wie der himmlische Vater zwingt, der alles darauf anlegt, daß ihm der Mensch sein Herz schenkt. So wollte es Zinzendorf. (Jörg Erb vom BDJ)

Aus dem Leben meiner Mutter, Gräfin Lilla Rehbinder. Erzählt von ihrer Tochter Julie Schlosser. Zweite Auflage (4.—6. Tausend). Umfang 216 Seiten. Broschiert Gm. 3.—, in Halbleinen Gm. 4.—.

Diese bettelarme, aber sehr blaublütige kleine baltische Gräfin, um 1847 geboren, wächst in einer Zeit auf, wo es — vor allem in jenem feudalen, halbrussischen Weltwinkel — weder Frauenfrage noch Frauenrechte und -beruf gibt. Aber aus dem Broterwerb, den ihr die nackte Not, das Familienelend allzu früh schon aufzwingt, schafft dieses halbkindliche Mädchen mit der tapferen, wahrhaft adeligen Seele sich den Beruf, die innere Berufung im tiefen Sinne des Wortes. Die freie Überlegenheit ihres Denkens und Handelns, die sie über Kaste und Konvention hinaushob, brachten ihr in ihrer Tätigkeit als Erzieherin viel Gegnerschaft und schwere Kämpfe, wirkte aber auch reinigend, befreiend und echt gemeinschaftsbildend. (Lulu von Strauß und Torney)

PACIFIC LUTHERAN
THEOLOGICAL SEMINARY
THE LIBRARY

Von Manfred Björkquist, dem Führer der jungschwedischen Kirchenbewegung, erschien schon früher und gleichfalls im Furche-Verlag ein von Erzbischof D. Nathan Söderblom herausgegebenes Büchlein, betitelt: „Vom sieghaften Glauben. Aufrufe zur Nachfolge Jesu Christi." Auf dieses Büchlein, das in vielen Beziehungen eine notwendige Voraussetzung der hier vorliegenden Aufsätze zur religiösen Gegenwartskrisis ist, sei besonders verwiesen.

Stimmen aus der deutschen christlichen Studentenbewegung:

Heft 1: Ein Menschenalter deutscher christlicher Studentenbewegung. Das Wesen und Werden der Deutschen Christlichen Studenten-Vereinigung. Von Erich Stange. Umfang 44 Seiten . . . . . Gm. —.40

Heft 3: Idealismus und Christentum. Die Griechen und das Griechentum. Das klassische Weimar. Idealismus und Zivilisation. Von Franz Spemann. Zweite Auflage (4.—6. Tausend). Umfang 64 Seiten . . . . . Gm. —.80

Heft 4: Gespräch über den Glauben. Von Otto Samuel. Umfang 32 Seiten Gm. —.40

Heft 5: Pazifismus und Christentum. Über die Stellung des Christen zur Friedensbewegung. Von Johannes Weise. Zweite neubearbeitete Auflage (3. und 4. Tausend). Umfang 80 Seiten . . . . . Gm. —.80

Heft 6: Bilden ungelöste Fragen ein Hindernis für den Glauben? Von Karl Heim. Siebente Auflage (13.—18. Tausend). Umfang 32 Seiten . . . . . Gm. —.40

Heft 8: Das Felderlebnis. Eine Untersuchung seiner Entwicklung, seines Wesens und seiner Bedeutung für die Gegenwart. Von Siegfried Wegeleben. Umfang 128 Seiten Gm. 1.20

Heft 9: Im Kampf um Reinheit. Das sexuelle Problem in der sittlichen Lebenshaltung der Jugend und der entscheidende Grund für die geschlechtliche Reinheit. Von Paul Zander und Otto Schmitz. Dritte Auflage (7.—9. Tausend). Umfang 40 Seiten Gm. —.40

Heft 11: Aus der Quelle des Wortes. Zwanzig biblische Aufsätze und Ansprachen. Von Paul Humburg. Dritte Auflage (6.—9. Tausend). Umfang 152 Seiten Gm. 1.00, gebunden Gm. 2.40

Heft 12: Die Gewißheit der Christusbotschaft. Drei Gegenüberstellungen mit der mystisch-idealistischen Zeitbewegung. Von Otto Schmitz, Paul Althaus und Karl Girgensohn. Zweite Auflage (3. und 4. Tausend). Umfang 64 Seiten . . Gm. —.80

Heft 13: Das moderne physikalische Weltbild und der christliche Glaube. Von Paul Gruner. Umfang 32 Seiten . . . . . Gm. —.40

Heft 14: Aus der Welt eines Gefangenen. Eine neue Einführung in den Philipperbrief. Von Otto Schmitz-Münster. Zweite Auflage (3. und 4 Tausend). Umfang 80 Seiten Gm. —.80

Heft 15: Tolstoi und Jesus. Von Karl Heim. Zweite Auflage (3.—8. Tausend). Umfang 32 Seiten . . . . . Gm. —.40

Heft 16: Anthroposophie und Christentum. Von Thea Kant. Umfang 48 Seiten Gm. —.40

Heft 17: Das Selbstzeugnis Jesu nach den drei ersten Evangelien. Von Julius Schniewind. Umfang 24 Seiten . . . . . Gm. —.40

Heft 18: Zur Philosophie der Geschichte. Von Franz Spemann. Umfang 80 Seiten Gm. —.80

Heft 19: Der Weg zum Herzen Gottes. Zwei akademische Predigten. Von Karl Heim und Paul Althaus. Umfang 32 Seiten . . . . . Gm. —.40

Heft 20: Die Botschaft vom Reich Gottes. Von der Berufung und vom Zeugnis für das Reich Gottes. Von Hermann Weber und Johannes Weise. Umfang 40 Seiten Gm. —.40

Heft 21: Zeitgeist und Urchristentum. Die sittlich-religiösen Strömungen der Gegenwart im Spiegelbild des Neuen Testaments. Von Erich Stange. Umfang 24 Seiten . Gm. —.40

Heft 22: Stille und Kraft. Eine Ansprache vor Studenten. Von Gottlob Schrenk. Zweite Auflage (6. und 7. Tausend). Umfang 24 Seiten . . . . . Gm. —.40

Heft 23: Das Unser-Vater und unsere gegenwärtige Lage. Von Adolf Schlatter. Zweite Auflage (3. und 4. Tausend). Umfang 24 Seiten . . . . . Gm. —.40

Heft 24: Die Würde des Menschen. Von Paul Theodor Jensen. Umfang 32 Seiten Gm. —.40

Heft 25: Erlebtes. Erzählt von Adolf Schlatter. Dritte Auflage (7.—10. Tausend). Mit einem Bildnis Schlatters. Umfang 112 Seiten . . . . . Gm. 2.—, gebunden Gm. 2.80

Heft 26: Einflüsse Jesu. Von Gottlob Schrenk. Zweite Auflage (3. und 4. Tausend). Umfang 40 Seiten . . . . . Gm. —.40

Heft 27: Friede mit Gott. Von Karl Heim. Dritte Auflage (11.—15. Tausend). Umfang 24 Seiten . . . . . Gm. —.40

Heft 28: Wirtschaftlicher Wiederaufbau. Von Georg Michaelis. Umfang 32 Seiten Gm. —.40

Heft 29: Begegnungen mit Jesus für Menschen von heute ausgelegt. Von Heinrich Rendtorff. Zweite Auflage (4.—6. Tausend). Umfang 80 Seiten . . . . . Gm. —.80

Heft 30: Bekehrung eines Gottlosen. Ein Bekenntnis von Kokichi Kurosaki. Mit einem Geleitwort von Professor Dr. Karl Heim. Zweite Auflage (4.—8. Tausend). Umfang 32 Seiten . . . . . Gm. —.40

Heft 31: Die frohe Botschaft der Kirche. Aufsätze zur religiösen Gegenwartskrise. Von Manfred Björkquist. Umfang 72 Seiten . . . . . Gm. —.80

Heft 32: Christus-Herrschaft. Vom Nein und Ja Gottes zum Menschen, zur Gemeinschaft, zum Volk. Umfang 64 Seiten . . . . . Gm. —.80

Weitere Hefte sind in Vorbereitung.